

Daheim

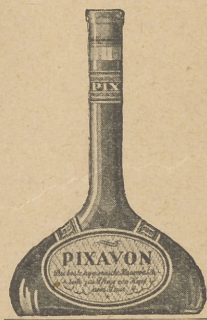
mit der Jugendbeilage „Die Arche Noah“



Viehweide an der Elbe ♦ Gemälde von Willy Tiedjen



„Erfolgverwöhnte Frauen sind oftmals nicht unbedingt schön, aber sie besitzen jenes geheimnisvolle Fluidum, das von schönem, das heißt gepflegtem Haar ausgeht. Und man darf sagen, daß jede Frau ihr Haar mit wenig Kosten so pflegen kann, daß es weich, voll, mattglänzend, mit einem Worte faszinierend-schön ist. Sie braucht nur ihr Haar regelmäßig jede Woche einmal mit Pixavon zu waschen.“



PIXAVON

Pixavon-Haarwäsche wird in allen
besseren Frisier-Salons ausgeführt
LINGNER-WERKE / DRESDEN

Dahleim



64. Jahrgang. Nr. 46

11. August 1928

Die Stadt der Olympiade. Von Franz Dülberg.

Man wird nicht sagen können, daß die großen Wettkämpfe, feierlichen Aufmärsche und lauten Feste der diesmal friedlich vereinten Nationen, die in Wiederbelebung klassischer hellenischer Erinnerungen in dem eigens erbauten Stadion Amsterdams die Sportbegeisterten und Sportfreunde der ganzen Welt zusammenführen, einen Fremdkörper im Leben der Hauptstadt Hollands bilden. Der Holländer ist schon durch die Natur seines Landes auf eine Reihe von Sportbetätigungen wie auf etwas Selbstverständliches hingewiesen: Der Ruder- und Segelsport hat in dem überall von größeren und kleineren Wasserläufen und Wasserflächen durchzogenen Lande eine alte Tradition. Ebenso wurde der Eissport, der freilich bei der diesmaligen hochsommerlichen Veranstaltung auscheiden muß, in den kälteren Teilen des Lan-

des — Friesland, Groningen — schon von alters her gepflegt, wie wir es auf zahlreichen Bildern der holländischen Maler des 17. Jahrhunderts vergnüglich beobachten können. Bei dem vorzüglichen Zustand der oft mit Ziegeln — „Klinkers“ — gepflasterten Straßen mußte sich auch das Radfahren sehr früh entwickeln. Auch die Pferdezucht ist in manchen Landesteilen Hollands eine alte Errungenschaft; der Rennsport wurde also von der niederländischen Aristokratie und den Kreisen, die sich ihr im 19. Jahrhundert angliederten, tüchtig betrieben. Volksmäßigere Art eignet dem Fußballsport, der infolge der nicht immer rein freundschaftlichen aber doch stets eng gebliebenen Beziehungen Hollands zu England sehr rasch zu hoher Blüte gediehen ist.

Kann also Holland und somit auch seine, die anderen



Die Zuschauermenge vor dem Stadion Amsterdam. (G. Pahl.)



Ein Meisje.

der Eisenbahn ineinander verweben. Gewiß werden in mancher Hinsicht die Hafeneinrichtungen Amsterdams von denen der konkurrierenden südlichen Schwesterstadt Rotterdam an Ausdehnung und rücksichtsloser Modernität übertroffen; doch haben der Bau des Nordseekanals und des die Rheinverbindung sichernden Merwedekanals, neuerdings auch der gewaltige Ausbau der Schleusen von IJmuiden vieles gutgemacht, was in den ungünstigen Jahren der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts notgedrungen veräußert werden mußte.

Schon in der Hafengegend treten dem Besucher die charakteristischen Züge des Amsterdamer Stadtbildes deutlich vors

Städte des Landes keineswegs erdrückende, aber doch den ersten Rang einnehmende Hauptstadt, wie dies bei einem körperlich gesunden und tatfrohen Volk auch gewiß das Natürliche ist, als im besonderen Sinne sportfreundliches Gebiet gelten, so erschöpft sich die Bedeutung Amsterdams doch keineswegs in den Worten „Sport- und Feststadt“. Gewiß kann die Siedlung am Ausfluß der Amstel in das eine Bucht der Zuidersee bildende „Y“ (sprich Ei) nicht auf eine so lange und bewegte Geschichte zurückblicken wie etwa Paris, Wien oder gar Rom; doch hat diese etwa im 13. Jahrhundert beginnende, im 16. und 17. Jahrhundert zu langer Höhenwanderung ansteigende und nach einem etwa mit der Zeit Napoleons zusammenfallenden Abinken jetzt wieder frohgemut aufwärtsführende Entwicklung im Stadtbild fast überall lebende und wertvolle Spuren zurückgelassen. Amsterdam ist eine Stadt der Buntheit, in der die Erzeugnisse vieler Jahrhunderte, vieler Menschenrassen und Zonen, die Lebensgewohnheiten sehr verschiedenartiger Menschenklassen friedlich und einander erleuchtend lagern. Eine Stadt, die gewiß gern Gäste empfängt, die sich aber nie um den nicht völlig einwandfreien Ruhm einer Kongreß- und Feststadt bemüht, ja nicht einmal durch „auf Vorrat und Zuwachs“ errichtete Hotelbauten sich auf plötzliche Massenüberflutung mit Fremden eingerichtet hat. Eine Stadt, die sich eher suchen läßt, als daß sie um den Besucher wirbt. Immer, auch ohne besonderen Anlaß, voll von merkwürdigen und belehrenden Darbietungen und am schönsten in den Monaten zwischen den eigentlichen Reisezeiten, also im Mai, im September und der ersten Oktoberhälfte.

Dem Bebauungsplan und äußerem Anblick nach wird man Amsterdam am ehesten mit einer großen Muschel vergleichen können. Bezeichnend ist, daß schon der Hauptbahnhof auf einer Insel liegt. So kann gleich nach der Ankunft der fremde Besucher einen ersten Eindruck von den gewaltigen Hafen- und Dockanlagen gewinnen, wo sich in merkwürdiger Offensichtlichkeit Leistung und Arbeitsbild des Schiffsverkehrs und



Dude Schans in Amsterdam mit dem Montelbaansturm.



Börsenplatz in Amsterdam.

Auge. Amsterdam liegt am und im Wasser. Um den Häuserbauten gegen den schlammigen und morastigen Boden, der die Oberschicht bildet, Bestand zu sichern, ist die ganze Stadt auf Pfählen errichtet, die bis zu 18 Metern Tiefe in den Boden gerammt sind. Durch das beständige Hineinspielen des nassen Elements wird schon ein malesrisches Aussehen vieler Straßenzüge bedingt, und die Wärme dieses Eindrucks steigert sich durch die hauptsächlich seit dem 18. Jahrhundert vielerorts vorgenommene Baumbepflanzung. Die bekanntesten, zum großen Teil noch aus altersgrauen und giebelstolzen Patrizierhäusern bestehenden sogenannten Grachten, die meist in konzentrischen Halbkreisen verlaufen, erhielten durch

die Baumbepflanzung ihren einzigartigen Stimmungsreiz — und wir wundern uns eigentlich, wenn wir auf Meisterbildern des 17. Jahrhunderts zwar manche der uns heute noch grützenden, reichgeschwungenen Barockgiebel, aber noch nicht den grünen Naturschmuck wahrnehmen.

Die Grundnote des Stadtbildes wird hoffentlich noch auf lange Zeit von den reichlich erhaltenen Bauten aus der Blütezeit des 17. Jahrhunderts beherrscht werden, der Epoche, in der Amsterdam mit dem Abklingen der Unabhängigkeitskämpfe, die die Niederländer gegen Spanien führen mußten, zur ersten Handelsstadt Europas, zur „Königin des Nordens“ geworden war. Doch es fehlt auch nicht an Beispielen der Bautätigkeit früherer, gotischer Zeiten, wobei begreiflicherweise die Kirchen in erster Reihe stehen. Amsterdam hat aber auch male-ri-sche Stücke älterer Profanbaukunst aufzuweisen, wie den dem 16. Jahrhundert entstammenden, auf unserer Abbildung sichtbaren Montal-

baansturm, neben dem noch der Spitze, einen Mittelpunkt des innerstädtischen Verkehrs bezeichnende Münzturm und die massige, zu einem historischen Stadtmuseum umgestaltete Sint Anthonieswaag genannt seien. Die eindrucksvolle, turm- und kuppelgeschmückte katholische Sankt Nikolauskirche freilich, die das mit seinen lagernden Dampfern und den Zugbrücken des Hintergrunds so lebendige dritte unserer Bilder beherrscht, ist kein Werk grauer Vorzeit, sondern das Ergebnis besessener Musterstudien des Architekten A. C. Bloys, der den Bau in den achtziger Jahren des 19. Jahrhunderts ausführte.

Neues Leben brachte in die holländische Städtebaukunst der heute noch hochbetagt aber rüstig schaffende Hendrik

Petrus Verlage, der in der Schweiz auf Grund der Gedanken Sempers vorgebildet, rein aus der veredelten Zweckmäßigkeitsform heraus in den Jahren 1899 bis 1903 den wichtigsten modernen Bau Amsterdams, die auf unserer vierten Abbildung erscheinende, „Börse“ errichtete. Schüler und Enkelschüler Verla-ges sind es, die in Amsterdams neuen Stadtvierteln die nach einheitlichem Plan entworfenen Reihenhäuser ins Leben riefen, die auch für den Städtebau anderer Länder vorbildlich wurden.

Ein ähnliches Nebeneinander sehr verschiedenartiger Menschen und Dinge tritt uns im Leben der Amsterdamer Straßen entgegen. In der weltberühmten Hauptverkehrsader, der Kalverstraat, die auffallend eng und überall von glänzenden Läden und belebten Cafés eingefast, von dem, nur acht Tage im Jahre von der Königin bewohnten „Paleis“, dem ursprünglich als Rathaus erbauten Meisterwerk des Jacob van Campen bis zum Münzturm führt, sehen wir neben Herren und Damen von vollendetster englischer und Pariser Eleganz,

neben Stellungsuchenden und Abenteurern beiderlei Geschlechts, neben badekernbewaffneten Fremden, neben Kleinhändlern von osteuropäischem Typus auch als auffallende und ermunternde Farbenflecke Gestalten, die zuerst wie aus dem Chor einer komischen Oper in die Wirklichkeit gesprungen zu sein scheinen. Diese Leute empfinden aber ihre Anwesenheit als durchaus selbstverständlich. Es sind Bauern und Bäuerinnen aus den nördlich von Amsterdam an der Zuidersee gelegenen Ortschaften Edam, Volendam, Broek und von der Insel Marken, die zum Zweck von Einkäufen, wegen des auch in diesem

Landes oft notwendigen Ganges zum Rechtsanwalt oder Arzt, oder auch ganz einfach, um sich einmal einen guten Tag zu machen, in die Großstadt gekommen sind. — Eine völk-ferkundliche Merkwürdigkeit Amsterdams, zu deren Besuch man die richtige geschmack- und maßvolle Geisteshaltung mitbringen muß, ist das von der an Vergnügungsstätten reichen Umgebung des Rembrandtpleins aus leicht erreich-

bare Judenviertel. Das Gewimmel ist bunt, das Ausruhen der Ware laut, die Typen seltsam, lebhaft und fremd. Auffallend vielen spanischen und portugiesischen Namen begegnet man hier; doch haben außer den südeuropäischen Juden, die Holland nach ihrer Vertreibung aus Spanien und Portugal gastlich aufnahm, auch deutsche und Ostjuden hier ihren Wohnsitz

aufgeschlagen. Mitten im Judenviertel erhebt sich, sauber und pietätvoll wiederhergestellt und mit Zeichnungen und Radierungen des Meisters geschmückt, das Haus, wo Hollands und vielleicht der Welt größter Maler, Rembrandt, leider zu kurze Jahre des Glanzes und des unermüdlichen Schaffens durchlebte. Wenn gar nicht soweit von diesem Erinne-

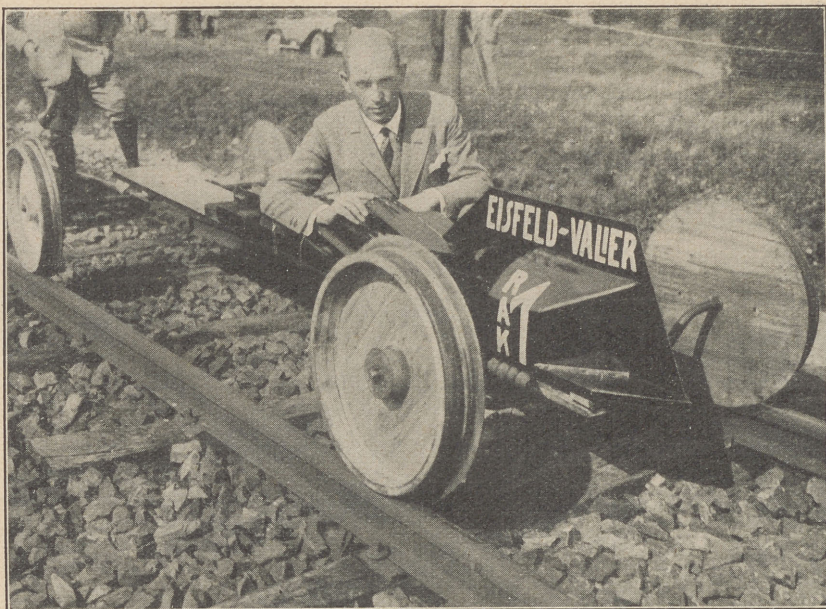
rungstempel und vom Judenviertel sich einer der reichhaltigsten und schönstangelegten zoologischen Gärten Europas, der sogenannte „Artis“ und der prachtvolle Neubau des Kolonialinstituts befinden, so beweist diese Nachbarschaft wieder, daß Amsterdam eine Stadt der Buntheit, des vielgestaltigen und durch das freie Aussprechen charakteristischer Eigenschaften die Gegensätze überwindenden Nebeneinander ist und sein will. Amsterdam hat Raum für unermüdlichen Ausruf- und Straßenlärm und zugleich für die vornehme Behaglichkeit des bürgerlichen, geschlossenen Familienlebens; es beherbergt Museen, deren größtes, das Rijksmuseum, von seinem noch jugendlichen Leiter Schmidt-Degener zu einer feierlich behaglichen Wohnstätte der Kunst umgeschaffen wurde, eine oft genug tonangebende Börse, zwei Universitäten, in Gestalt des „Conzertgebouw“ ein Heim hingebendster Musikpflege und zugleich Theater und Vergnügungsorte, die dem wildesten Hafengeschmack frönen.



Junges Ehepaar in Markener Tracht.

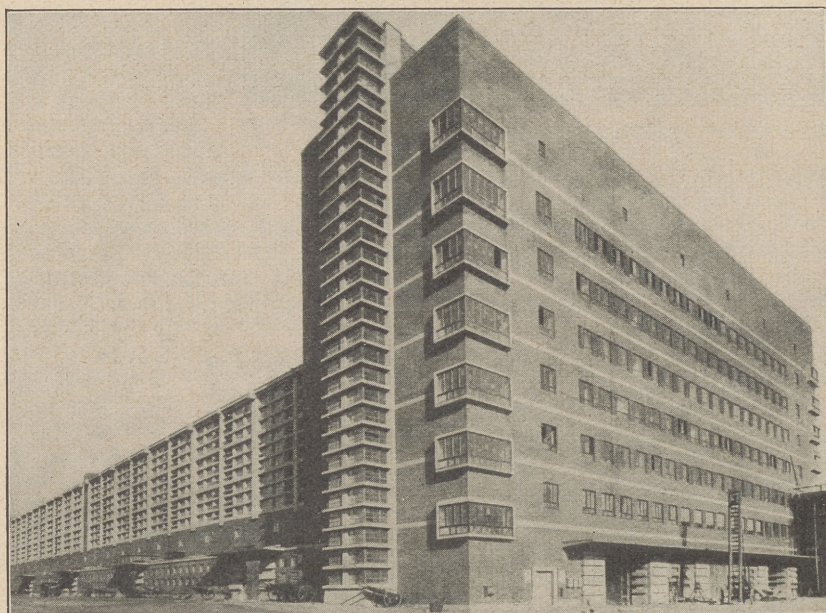


Hafenbild aus Amsterdam mit der St. Nikolauskirche.



Wieder ein Kettenwagen.

Max Valier beim Einsetzen der Ketten für eine Versuchsfahrt. (Presse-Photo.)



Das größte Betonhaus der Welt.

Die neue Großmarkthalle in Frankfurt am Main, die kürzlich in Betrieb genommen wurde. (Atlantico.)



Geh. Konsistorialrat Prof. Dr. Hermann Scholz, Präsident des Evangelischen Bundes,

begeht am 8. August seinen 75. Geburtstag. Er begann seine Laufbahn als Pfarrer in Merseburg, war Religionslehrer am Joachimsthalschen Gymnasium, Archidiaconus bei St. Marien in Berlin, Mitglied des Brandenburgischen Konsistoriums und zuletzt des Evangelischen Oberkirchenrats. Ein besonderes Maß weitsehender Arbeit hat er im Evangelischen Bund geleistet, dessen Präsidium er jetzt führt.



Die erste deutsche Afrikaforscherin.

Frau G. Meffer unternimmt im Auftrag des Berliner Museums für Völkerkunde eine selbständige Expedition. (Photothet.)



Senny Porten als Kuhreiberin auf dem Kurfürstendamm in Berlin.

Lustige Aufnahme zu einem neuen Film.

(S. Wagh.)

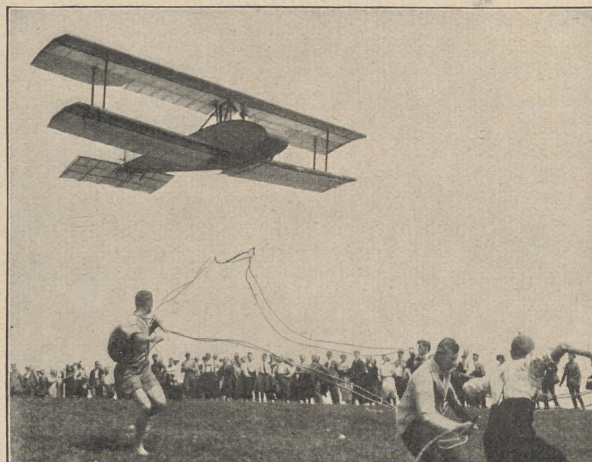


Moderne Statistik.

Tafel aus dem kürzlich in Düsseldorf eröffneten Reichsmuseum für Gesellschafts- und Wirtschaftskunde. (Presse-Photo.)



Das historische Kinderschützenfest in Biberach a. d. Nig.
 Matrosengruppe aus dem Festzug. (Presse-Photo.)



Neuer Segelflug-Wettbewerb in der Rhön.

Start eines Doppeldeckers der flugwissenschaftlichen Gruppe Braunschweig. (R. Sennede.)

Der deutsche Naturschutz.

Von Dr. H. Klose, Kommissar für Naturdenkmalpflege in der Provinz Brandenburg.

Die Naturschutzbewegung ist nicht die Idee, der Vorschlag oder die Maßnahme einzelner Zeitgenossen, sie ist eine Angelegenheit von nationaler Bedeutung. Der staatsbewußte Bürger der Vereinigten Staaten Nordamerikas bringt dies zum Ausdruck, wenn er von Nationalparks und Nationalmonumenten spricht; wir Deutschen reden von Naturschutzgebieten und Naturdenkmälern; das ist begrifflich besser, aber leider weniger volkstümlich.

Als vor über hundert Jahren Alexander v. Humboldt das Wort „Naturdenkmal“ prägte, fand es keinen Widerhall. Erst als gegen Ende des 19. Jahrhunderts in etlichen Kulturländern, vorab in Deutschland, die Erkenntnis aufdämmerte, daß heimatliche Natur, Schönheit und Eigenart der Landschaft nicht weniger als das überkommene Kulturgut allerart in unaufhaltsamem Schwinden begriffen seien, ohne daß Ersatz dafür geschaffen werde, da gewann das Wort Naturdenkmal Inhalt und Leben, da traten um 1900 Naturdenkmalpflege und Heimatschutz auf den Plan.

Zwei Männer vor allen anderen: Professor Hugo Conwentz, ein Sohn Danzigs, und Professor Ernst Rudorff, Niedersachse von der mittleren Weser. Schuf der erstere ein System von amtlichen und halbamtlichen Stellen für Naturdenkmalpflege in Preußen, so veranlaßte der letztere die Gründung des Deutschen Bundes Heimatschutz und seiner Landesvereine. Diese verschiedenartigen Auswirkungen entsprachen dem inneren Wesen der beiden verdienstvollen Vorkämpfer. Die historische Entwicklung ging in der Folge dahin, daß der Heimatschutz sich vorwiegend der Pflege des Kulturguts der Heimat widmete und zunehmend Anschluß an die Denkmalpflege gewann, während die Organisation der Naturdenkmalpflege die gesamten Gebiete des Naturschutzes wahrzunehmen suchte.

Die Erfolge dieser Naturdenkmalpflege sind nicht gering.

Über 300 größere oder kleiner Schutzgebiete, davon 175 in Preußen, 90 in Bayern, 12 in Sachsen zeugen davon. Unbekannt sind der „Naturschutzpark“ in der Lüneburger Heide sowie die Reservate in den deutschen Alpen, im Bayrischen Walde, bei Sababurg im hessischen Reinhardswalde, das Zehlauerbruch in Ostpreußen, Plagiesenn, Golmer Luch und das v. Reudelsche Schutzgebiet bei Bellinchen an der Oder. Aus der großen Anzahl von Vogelschutzgebieten seien die Seenvogelkolonien der Nord- und Ostseeküsten hervorgehoben. Zahllose Einzeldenkmäler der Erdgeschichte, der Pflanzenwelt, in manchen Fällen auch der Tierwelt wurden unter Schutz gestellt, und durch Polizeiverordnungen suchte man die dauernde Erhaltung gefährdeter Pflanzen- und Tierarten zu sichern. Besondere Gesetze wandten sich gegen die Verunstaltung landschaftlich hervorragender Gegenden durch Reklamezeichen und häßliche Bauten, und schließlich wurde in Preußen durch ein Gesetz von 1922 ein „eiserne Bestand“ an Grünflächen und Seeufern in der Umgebung der Großstädte, Kurorte und Industriegebiete aus Gründen der Volksgesundheit angestrebt.

Bergegenwärtigt man sich, daß alle diese Erfolge erreicht wurden, ohne öffentliche Mittel in nennenswertem Umfange in Anspruch zu nehmen, so möchte man einigermaßen befriedigt sein, wenn auch die Frage offen bleiben muß, ob nicht Artikel 150 der Reichsverfassung folgerichtig eine stärkere Betätigung der Staaten hätte auslösen müssen. Denn in jenem Artikel heißt es bekanntlich: „Die Denkmäler der Kunst, der Geschichte und der Natur sowie die Landschaft genießen den Schutz und die Pflege des Staates.“

Warum sind wir gezwungen, für die Erhaltung der Heimatnatur einzutreten, oftmals sogar hart zu kämpfen?

Zum ersten, weil die Natur als wichtigster Wesensteil der Heimat deren Eigenart und Schönheit bedingt. Zweitens, weil wissenschaftliche Forschung und Unterricht ihrer nicht

entbehren können. Drittens, weil der in Städten zusammengedrängt wohnende Hauptteil des Volkes zu seiner körperlichen Erholung Wälder, Uferwege, Wanderstrecken in weitem Ausmaße bedarf. Und schließlich, weil wir auf die Heimatnatur um ihres ethisch-religiösen Wertes willen niemals verzichten dürfen. Naturschutz ist also not aus heimatlichen, wissenschaftlich-unterrichtlichen, sozialen und sozialethischen Gründen und müßte daher eine gemeinsame Aufgabe aller Volkskreise, müßte Volks Sache sein. Von solcher Erkenntnis aber sind wir ebenso weit entfernt wie von der Erreichung dieses Zieles. Wir haben gegen eine ungeheure Gleichgültigkeit zu kämpfen, und keine Schicht im Volke macht davon eine rühmliche Ausnahme. Aber diese Erfahrung entmutigt uns Naturschützer nicht, spornt uns vielmehr zu verdoppelter Arbeit.

Die bisherige Basis der Naturdenkmalspflege war viel zu schmal. Ihre Stellen und wenigen Mitarbeiter glichen einem Generalstab ohne Armee. Darum schuf sich Bayern neben der amtlichen Organisation einen „Bund für Naturschutz“ von recht ansehnlicher Stärke. Von Stuttgart aus arbeiten der „Bund für Vogelschutz“ und der „Verein Naturschutzpark“, deren Zehntausende von Mitgliedern sich über ganz Deutschland verteilen. In Sachsen entfaltet der Landesverein Sächsischer Heimatschutz eine besonders erfolgreiche Tätigkeit. Preußen stand lange in dieser Hinsicht zurück, und nur wenige örtliche Vereine hoben sich durch bemerkenswertere Leistungen hervor. Erst nach dem Kriege trat hier ein Wandel ein und nirgends stärker als in der Reichshauptstadt und der Provinz Brandenburg.

Noch unter Mitwirkung des Geheimrats Conwentz wurde dort 1922 der „Volksbund Naturschutz“ begründet, dessen Zweig Berlin beispielsweise in den sechs Jahren seines Bestehens nicht weniger als dreihundert Veranstaltungen, wie Führungen durch die Natur der Heimat, Studienreisen und Vorträge unternahm. Daneben konnte er mehrere Natur-

schutzgebiete durch Ankauf oder Pachtung sichern. Sein Zweig Frankfurt an der Oder schuf auf einem Gelände von 170 Morgen einen „Märkischen Naturgarten“, an dessen Ausgestaltung die Schuljugend durch „Baumpflanztage“ in vorbildlicher Weise beteiligt wurde. Auf Anregung des Volksbundes vereinigte sich eine größere Anzahl von naturwissenschaftlichen Vereinen, Wanderer- und Jugendverbänden, um „Märkische Naturschutztage“ einzurichten. Die Träger dieser Tagungen sind zum Naturschutzring Berlin-Brandenburg zusammengefaßt. Durch seine jetzt 32 angeschlossenen Verbände und Vereine stehen über dreiviertel Millionen Männer und Frauen in der Front und verleihen seinen Entschließungen und Forderungen einen starken Nachdruck.

Will der Naturschutz auch in den übrigen Heimatbezirken zur Macht werden, will er Gleichberechtigung den Mächten der Wirtschaft gegenüber erringen, so muß er in ähnlicher Weise die weitesten Volkskreise zu gewinnen suchen. Erkannt wurde diese Notwendigkeit bisher nur noch in der Rheinprovinz. Dort umfaßt der „Naturschutzring Rheinland“ bereits 80 Organisationen mit weit über einer Million Volksgenossen.

Seit 1925 veranstaltet der „Deutsche Ausschuss für Naturschutz“ in jedem zweiten Sommer deutsche Naturschutztage, deren erste in München und Kassel stattfanden, deren dritter für 1929 nach Dresden einberufen werden soll. Aber erst dann werden diese Tagungen ihre volle Bedeutung erlangen, wenn nicht ein Ausschuss, sondern ein deutscher Naturschutzring sie trägt, der aus der Vereinigung aller Einzelringe sich bilden muß. Den amtlichen und freiwilligen Vorkämpfern des Naturschutzes kann nur dann Erfolg beschieden sein, wenn es ihnen gelingt, ihre Ideen zum Gemeingut des deutschen Volkes zu machen, und das ganze Volk für die Erhaltung der Heimatnatur zu gewinnen. Ein Deutschland ohne seine deutsche Heimatnatur ist unser Vaterland nicht mehr. Zur deutschen Zukunft gehört der deutsche Natur- und Heimatschutz.

Glückwunschbrief an einen deutschen Künstler.



Lieber Freund und Meister Rudolf Schieffl! Sie feiern am 8. August Ihren 50. Geburtstag, und viele gute Menschen werden kommen, um Sie zu beglückwünschen. Auch in den Zeitungen und Zeitschriften wird allerlei von Ihnen zu sehen und zu lesen sein, so daß jedermann erfährt, was für ein echter und deutscher Künstler Sie sind. Den Lesern des Da-

heim, das seit Anbeginn und mit Stolz unter dem Zeichen Ludwig Richters erscheint, braucht das nicht gesagt zu werden, denn sie kennen und lieben Ihre Art aus vielen Veröffentlichungen auf diesen Blättern. Aber freuen wird sich jeder, wenn er wieder einmal ein paar Werke Ihrer Hand bewundern darf. Denn was wir für das Beste unserer deutschen Art empfinden und ab und zu etwas überlaut als unser Eigen preisen, das finden wir auf Ihren Bildern, Radierungen, Zeichnungen: Treue und Innigkeit.

Wie ich Sie kenne, werden Sie die Freuden dieses Tages dankbar genießen. Sie werden auch nicht voll Schwermut darüber grübeln, daß Sie nun auf einmal unter die Jubilare geraten sind. Man ist mit 50 noch lange nicht ein ehrwürdiges Denkmal seiner selbst. Man ist über den Berg, das hat sein Gutes, und wenn Sie jetzt erleben, wie herzlich die unübersehbare Schar Ihrer Freunde an Sie denkt und Ihnen dankt, so werden Sie noch einmal so rüstig ausschreiten und marschieren. Sie wissen, ich kenne Ihren langen, mächtig fördernden Schritt, und manchmal glaube ich ihn

noch zu hören, wie er mit braven eisernen Nägeln unter schweren Stiefeln über das schlechte Pflaster der Straßen und Gassen von Lille geklappert ist.

Damals saßen wir zusammen in der Liller Kriegszeitung, die Paul Oskar Höcker als Hauptmann d. L. herausgab und die in Scherz und Ernst so viel getan hat, die Soldaten der 6. Armee zu erfreuen und zu stärken. Es war die Zeit, wo Klippfisch und Marmelade aus Kohlrüben auch bescheidene Gemüter maßlos zu erbittern vermochten. Ich habe Sie damals sehr bewundert. Mit derselben Redlichkeit, mit der Sie zeichneten, waren Sie ein vorbildlicher Kamerad, mit dem Wenigen zufrieden, was unser ewig mürrischer Koch uns



Bergdorf. Gemälde.

auf den Teller warf, und zählten zu den seltenen Ausnahmen, die keine krummen Wege gingen. Ich finde, diese menschliche Eigenschaft hat auch mit dem Künstler etwas zu tun, sehr viel sogar: Sie können nicht schwindeln! Sie stehen vor der Wirklichkeit, und es kommt Ihnen nicht in den Sinn, sie nach eigenem Willen zu modeln. Und darum sind Sie auch jedem verständlich geblieben und so vielen liebgeworden.

Mancher, der Sie noch nicht richtig kennt, hält Sie für ernst und schwer. Ihr Geschlecht stammt von tirolischen Bauern ab, und obwohl Sie schon von den Eltern her im fröhlichen Frankenlande ansässig geworden und in einem Künstlerhause aufgewachsen sind: das Bauernblut verleugnet sich nicht. Sie können das Leben nicht als ein Spiel ansehen. Es ist mit seinen Wiegen und Särgen, seinen Sorgen und sogar mit seinen Freuden eine ernsthafte Sache, der man gründlich zu Leibe gehen muß, wenn man sie bewältigen will. Sie nehmen alles sehr genau in der Kunst wie im Alltag. Sie sind für Ordnung, und wenn Sie, lieber Professor, Ihren Schülern auf der Nürnberger Kunstgewerbeschule viel mitgeben: für das Wichtigste werden Sie selber die handwerkliche Gewissenhaftigkeit halten, die sich nichts schenkt und über keine Schwierigkeit mit genial scheinendem Leichtsinne hinweghuscht. Ja, Sie nehmen die Kunst ernst und schwer so wie der Bauer seine tägliche Last. Aber Sie können auch lachen! Wie fröhlich haben Sie die oft so bedrückende Viller Welt angesehen, als Sie die entzückenden Zeichnungen zu dem kleinen „Viller Gudaksten“ von Frießel Merzenich schufen. Wie wichtig verstanden Sie es, während der Kriegszeit politische und kriegerische Ereignisse durch Flugblätter auszuprägen und auszudeuten. Und wie herzlich können Sie lachen, wenn Sie einen Spaß erzählen oder hören. In Ihnen steckt der alte deutsche Träumer, Parzival und Faust, doch auch Eulenspiegel ist ein Vetter von Ihnen. —

In Ihrem Atelier hängt ein schöner Christuskopf; er ist nicht ganz fertig geschnitten, aber gerade in diesem Zustand der Unvollendung ergreift er uns besonders. Es ist das letzte Werk Ihres Vaters, der ein tüchtiger Holzbildhauer war und seine künstlerische Begabung auf Sie und Ihre Brüder vererbt hat. Ich glaube, Sie werden jedem, der Ihnen nahesteht, diesen Kopf zeigen, denn es bedeutet Ihnen etwas Großes, fast Heiliges, daß Sie Ihren Vater in Ihren Werken fühlen, und wenn

Sie in der Kunst auf höhere Stufen gelangt sind als er: es ist sein Erbteil, das in Ihnen gewuchert hat.

Der Geist dieses Würzburger Bildschnitzers, in dem gewiß noch etwas von Riemenschnieder wirkte, hat Sie und Ihre Kunst vor fremden Einflüssen bewahrt, und so stehen Sie heute in der sichern und erhabenen Überlieferung, die in Albrecht Dürer gegipfelt hat und die über Schwind, Richter, Thoma, Boehle zu Ihnen führt. Wenn ich diese Namen nenne,

so glauben Sie ja nicht, daß ich eine kunstgeschichtliche Ableitung versuchen will. Es sind nur die guten Nachbarn Ihrer Art, die sich zu Ihrem und zu unserm Glück ganz eigenständig entwickelt hat. Man braucht kein gelehrter Kenner zu sein, um ein Blatt oder Bild als schießlich anzusprechen. Und man kann das Fremde so gerecht und vorurteilslos würdigen wie Sie und wird dennoch vor Ihren Werken das Gefühl haben: das ist deutsch. Und darum für unser Volk das Beste.

Sie lieben dieses Volk auch in den Kreisen, in die ein gewöhnlicher Professor kaum Eingang findet. Wer als gemeiner Landsturmann wie Sie den Krieg mitgemacht hat, der hat sein Volk in allen seinen Schichten kennengelernt, und manchem ist das schwerer

gefallen als der Dienst. Sie hatten und haben die lebenswürdige Gabe volkstümlicher Rede. Sie scheuen sich nicht vor Derbheit und wissen, mit wie viel Schwindel unser Zivilisationszauber verschwifert ist. Wie ausgezeichnet sind Sie mit Ihren Kameraden ausgekommen, und eines Ihrer trübsten Erlebnisse war, daß bei vielen Landsleuten ein übler Eigennutz zutage trat, als wir Lille und später Brüssel in den ersten Oktober- und häßlichen Novembertagen des Jahres 1918 räumen mußten. Sie haben lange seelisch und körperlich unter diesen Eindrücken gelitten, und als wir uns das erstemal nach dem Kriege wiedersehen, schwang noch etwas wie Bitternis durch Ihre Schilderung. Aber der Glaube an Ihr Volk

erwies sich in der Folge wieder stärker als Ihr Zweifel. Sie sind in den sparsamen Nachkriegsjahren viel durchs Frankenland gestreift, oft mit Ihrer lieben Frau, die einst Ihre Schülerin war, und der Burg, die Sie damals noch auf den Budel nehmen konnten und die heute gewiß ein kleines Fräulein geworden ist. Da sahen Ihre Augen die hochgegebten Fachwerkhäuser und die Kirchen mit den dunkeln Schnitzaltären. Die Hopfenstangen stachen wie reizige Lanzen in den hellen

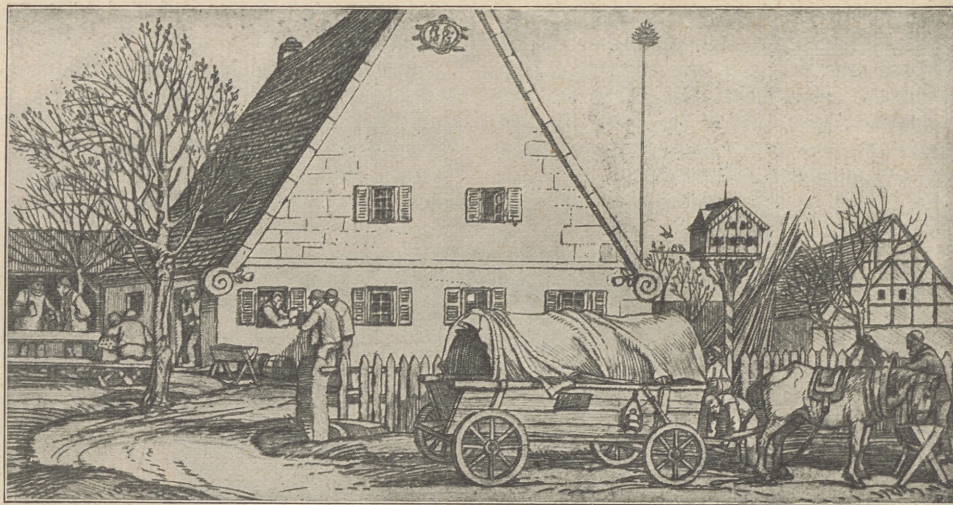


Bäuerliches Liebespaar. Radierung.



Wallfahrer. Radierung.

Himmel. Fromme Prozessionen wallten zu einer heiligen Stätte. Planwagen wie aus Dürers Zeit standen vor der Schenke, und der Main trug altertümliche Rähne mit schwerer Fracht. Unter dem kleinen Obstbaum, der die ersten Blätter dem Frühling bot, hielt sich ein Liebespaar umschlungen; das sah nicht



Dorfwirtshaus. Radierung.

leidenschaftlich aus, aber in dieser scheuen Zärtlichkeit, die mehr verschweigt als gesteht, fühlten Sie etwas, was mit unserm deutschen Himmel und unserer deutschen Erde zusammenhängt: spröde Innigkeit.

In diesen Jahren haben sich Ihre Skizzenbücher stark vermehrt. Ihr Fleiß, der an Menzel erinnert, ist selbst am kleinsten Gegenstand nicht vorübergegangen, und besonders zu bewundern ist, wie oft sich diese doch z. T. recht eiligen und flüchtigen Notizen bildmäßig zusammenschließen. Sie wissen eben, was eine tüchtige Komposition ist. Aus diesen Blättern spricht auch besonders vernehmlich Ihre Liebe zur alten deutschen Kunst. Denken Sie noch an den schönen Plan, den wir oft in

Aufgaben warten auf Sie, und mit mir wünschen Ihnen alle Ihre Freunde und Bewunderer, daß Ihnen die mählich nahenden herbstlichen Zeiten überreiche Ernte schenken möchten. Ich weiß nicht, wie Sie den Tag begehen. Eins aber glaube ich bestimmt zu wissen: wenn der festliche Tag vorüber ist, dann malen Sie Ihrer Frau in das Wirtschaftsbuch, dessen nüchterne Eintragungen Sie beide mit so viel lustigen Bildchen geschmückt haben, ein reizendes Aquarell, das die Jubelfeier des Herrn Professors mit heiterem Humor verherrlicht. Wenn ich wieder nach Nürnberg komme, müssen Sie mir das Büchlein zeigen. Ihr alter Kamerad

Paul Weiglin.

Unser Reh. Eine Tierstudie von Adolf Müller.

Die Sonne ist hinter die Berge gesunken und durch das Dämmerlicht schaut leuchtend im Osten der Mond auf die Sommerlandschaft nieder. Die alte Geiß ist mit ihrem Rikchen von Holz nach dem freien Wunzplatz gezogen. Während das Rikchen Nahrung am Gefäße der Alten sucht, sichert diese nach allen Richtungen hin. So viel Stolz im Ausdruck verbunden mit Lieblichkeit und Anmut, so viel Feuer bei sprichwörtlich gewordener Sanftmut, so rege Wachsamkeit beschützender Mutterliebe — wie sollten in einem Wesen von schöner Gestalt und feinem Gliederbau diese vereinigten Eigenschaften den Beobachter nicht fesseln?

Wenn die Geiß im Monat Mai gesetzt hat, je nach dem Alter Mutter eines, zweier oder gar dreier Rikchen wird, wieviel rührende Sorge und treue Anhänglichkeit äußert sie da für die Kinder! Der Feinde sich bewußt, die das zarte Leben des Lieblings bedrohen, wagt sie es nur, sich auf Augenblicke von dem Lagerplatz zu entfernen. Mit zitternder Angst vernimmt sie die Stimme des Räubers aus dem Walde oder aus der Luft, und wenn gar ein schwaches oder verkrüppeltes Rikchen gesetzt ist, wie müht sie sich ab, ihm zu helfen. Aber der gefährlichste Feind soll nicht am Lager eines fränklichen Tiers, er mag gegenüber dem gefunden Rikchen, das der Geiß zur Wunz folgte, auf der Waldbühne erscheinen.

Auf einer Wiese, die von Buchenwald begrenzt wird, erwartete ich einen starken Rehbock. Gedeckt am Randholz der heimlichen Waldwiese saß ich an. Immer weiter dehnen sich die Schatten aus, immer voller und lebhafter wird der Drossel- und Amselgesang. Plötzlich ertönt der Schrei des im Dickicht aufgeschreckten Eichelhäfers, und im nächsten Augenblick streicht er über mich hinweg, bemerkt mich aber als scharfsichtiger Späher, macht, abermals schreiend, eine Wendung und strebt dann weiter dem Hochwald zu. In der Richtung von jener Stelle her, wo der wachsame Vogel aufgeschreckt wurde, kommt leises Rauschen, dann zeigt sich, vorsichtig schreitend, eine alte Rehgeiß. Am Rande der Hege bleibt sie stehen, sichert eine Weile und tritt nun etwas vertrauender auf die Wiese. Ihr folgt unmittelbar auf der Fährte das buntschedige Rikchen. Mit dem Gefühl der Sicherheit wird der Verkehr zwischen beiden bald unbefangener und sorgloser. Uplötzlich aber wirft die Alte den Kopf in die Höhe, und gleich darauf erscheint mit dröhnenden Sprüngen und hohen Sägen der Bock im Lichten, stampft auf, „schreckt“ (schreit) und „wird flüchtig“. Siehe, nun wird auch das alte Reh unruhig. Wie es zittert! — Was raschelt von neuem in den Hecken? Ein Fuchs. Jetzt schleicht er am Rande des Dickichts auf das Reh zu. Wie gierig äugt der Gauner der Wälder! Er tut noch so, als ob er die friedlichsten Gedanken habe! Er kratzt, beleckt sich, wirft sich nieder

in das Gras und wälzt sich auf den Maulwurfshaufen umher. Es scheint, als wolle sich das alte Reh beruhigen, denn schon senkt es wieder den Kopf, um zu äßen. Da springt der Fuchs nach dem Rikchen, das in sich zusammenfährt und fiekend bei der Mutter Schutz sucht. Wie ein Pfeil fliegt diese zwischen das Kleine und den Mörder und schlägt ihn mit wilden Hieben ihrer Vorderläufe in die Flucht.

Wiederum sucht der Fuchs das alte Reh in Sorglosigkeit einzuwiegen. Zuweilen hat es den Anschein, als seien ihm alle Glieder am Leibe zerschlagen, so schlotternd, schleifend und trollend ist sein Gang. Er fängt an, sein ausersehenes Opfer zu umgehen, aber die treue Beschützerin weiß immer den rechten Standpunkt zur Abwehr zu wahren. Der immer listerner werdende Fuchs wiederholt seinen Angriff und bietet alle Kraft, List, Gewandtheit und Ausdauer auf. Er springt in allerlei Wendungen, aber auch das alte Reh entwickelt die ganze Schärfe seiner Sinne, die volle Gewandtheit seiner Glieder und bekundet einen so festen, aufopfernden Mut, daß man nichts mehr von der ursprünglichen Schüchternheit an ihm wahrnimmt.

Es war ein rührendes Bild der Mutterliebe! Die Spannung, welchen Ausgang der Kampf nehmen werde und der Wunsch nach Vereinerung der Erfahrung hielt mich vom Gebrauch meines Drillings ab. Aber urplötzlich gewahrte ich am Rande des Geheges im Rücken der Rehe einen zweiten Fuchs. Er hatte gut mit scharfen Sinnen die günstige Gelegenheit für einen Dritten ausgewittert. Doch hatte die Rehgeiß den neuen Feind schon entdeckt; sie wendete den Kopf nach ihm hin, und kaum hatte er den ersten Sprung aus dem Versteck hervor nach dem Rikchen getan, so setzte die Mutter über dieses hinaus und schlug auf den Ansturmenden los. Der andere, schon etwas abgehekte Fuchs sah in seinem Gefährten einen Gehilfen seines Unternehmens (offenbar verstanden sich die beiden Räuber sogleich) und griff ermutigt nochmals an. Aber wie befehlen, sprang das Reh stets zur rechten Zeit vor, der Raubgier stellte sich die Mutterliebe entgegen, bis das geängstete Tier von den erstaunlichen Anstrengungen nach und nach ermattete. Bei dem eintretenden Kräfteablaß der Geiß wuchs den Füchsen die Zuversicht und Dreistigkeit. Schon fürchteten sie nicht mehr so sehr, wie anfänglich, die Schläge, und der Augenblick der Entscheidung nahte.

Da donnerte der Schuß aus dem gehobenen Drilling, und wie vom Blitz erschlagen sank der stärkere Fuchs nieder, während der schwächere der Dichtung zueilte. Aber auch den Flüchtigen trifft ein Schuß. Geiß und Rikchen waren im Gehege verschwunden. Und hundertfach zufriedener über den gerächten Überfall, als wenn ich den Bock erlegt hätte, zog ich vom Holz.



Charlottenhof

Roman von Ilse Leutz

5.

Der selbe Wintertag, an dem der Junge aus der Melonerie ausgegangen war, seinem Lumpel eine Freistadt zu suchen und dabei unversehens in ein volles Kinderneß hineingeraten war, das nicht nur Lumpel, sondern auch ihn selber fortan in seinem Kreise aufnahm, hatte dem Kronprinzen das diesjährige Weihnachtsgeschenk seines königlichen Vaters beschert.

Friedrich Wilhelm III. war eine sparsame Natur. Und die dreißigtausend Taler, die Holze erhalten hatte, waren eigentlich eine Menge Geld für das Stückchen Land, auf dem nichts gedeihen wollte und für das baufällige Haus gewesen.

Aber der König kannte die Neigung des Sohnes für den stillen Platz und zahlte den hohen Preis, vielleicht vor allem aus einem peinlich stark entwickelten Gerechtigkeitsempfinden heraus: hatte sich doch Prinz Carl, der drittälteste Sohn, erst unlängst das Hardenbergische Gut Glienicke kaufen dürfen! Er erwarb also Charlottenhof und schenkte es dem Kronprinzen zu Weihnachten. — — —

Gut anderthalb Jahre waren darüber vergangen, man schrieb den Monat Julius anno domini 1827.

Equipage auf Equipage rollte, vom Luisenplatz kommend, auf der alten Maulbeerallee Friedrichs des Großen durch das Parkgelände von Sanssouci in Richtung auf das Neue Palais. Aber unterhalb des Klausberges mit Ungers Belvedere schwenkten die Wagen einmütig vom geraden Wege ab und hielten sich nach links, als strebten sie der Havel diesseit der Tornow-Insel zu.

Das Ziel lag indessen in noch weit größerer Nähe und hieß Schloß Charlottenhof, das heute mit einem Sommerfest eingeweiht werden sollte.

Charlottenhof. Der Name war geblieben.

Sonst aber — — —

Was hatte Künstlerenergie, angeregt und befeuert von den Wünschen des kongenialen, prinziplichen Bauherrn, in den vergangenen achtzehn Monaten aus dem armseligen Gehöft zu schaffen vermocht!

Nur die Grundmauern waren belassen worden. Alles andere hatte, als untauglich befunden, Neuem weichen müssen.

Nebengebäude und Wirtschaftshof hatten einer weit in den Park greifenden Terrassenanlage Platz gemacht, und das Gutshaus selbst hatte sich in eine altrömische Villa mit

Tempeldach, gegiebeltem Vestibül und Portikus verwandelt, bis in letzte Einzelheiten dem klassischen Vorbilde getreu nachgebildet und nachempfunden.

Um die für die Terrassenanlage nötigen Erdmassen zu bekommen, hatte man den alten Grenzgraben des Rehgartens zu einem Teich erweitert. An dessen nordöstlichem Ufer spiegelte sich gelbes Gemäuer in der stillen Flut; ein „Kavalierhaus“, das Perstus nach Schinkels Entwurf hier an Stelle eines alten Taubenhäuschens errichtet hatte, schmiegte sich ins Grün der Bäume. Hofgärtner Thümen sollte demnächst mit seiner Familie hierherziehen, um nebenamtlich die Unterkunftsräume für etwaige Gäste des Kronprinzenpaares zu betreuen, die man im Schloßchen selbst nicht beherbergen

wollen oder können würde. Der Turm mit der freischwebenden Seitentreppe aber war Maske für das Wasserreservoir, das die Brunnen und Fontänen Charlottenhofs zu speisen hatte.

Seut warfen sie zum erstenmal ihre sprühenden, glitzernden Wasserperlenchleier in die sonnige Luft hinauf, fang zum erstenmal das ausgemauerte Bassin, in das der Kronprinzessin lieblicher Mädchenkopf, eine Bronzebüste von Rauch, von hoher Marmorsäule herabbläselte, die plätschernd Wiederkehrenden auf.

Heute zeigte Kronprinz Friedrich Wilhelm dem Vater, den Geschwistern der eigenen jungen Frau und den geladenen Gästen seine Schöpfung.

Denn das war „Charlottenhof“ nach der Metamorphose, die es durchgemacht, durchaus! Rein architektonisch war es eine Schöpfung Schinkels wie Schloß Sanssouci ein Bau Knobelsdorffs, doch hatte Friedrich Wilhelm selbst so deutlich formulierte Anregungen, hatten seine Phantasie, sein Kunstsin so viele Einzelheiten zum Werk hinzugegeben, daß er dieses getrost als die Verwirklichung eigensten Traumes betrachten durfte.

Wie einst Knobelsdorff des großen Ahnen persönlichste Sehnsucht und Liebe als der Fürstenseele willfähriger und einfühlender Diener gestaltet hatte, — Charme, Esprit und Grazie der Belle France in krause Rokoschnörkel, verschnittene Taxusheden und gezirkelte Wege gebannt hatte, — so hatten Schinkel und Perstus der Sehnsucht ihres fürstlichen Auftraggebers Erfüllung und Gestalt



Hühnergruppe aus dem Tafelschmuck „Reineke Fuchs“ von Prof. Max Esser. (Staatliche Porzellan-Manufaktur, Meissen.)

verliehen, indem sie die verschüttete Welt der Alten, seit der Wiederausgrabung von Pompeji gedankenbeherrschende Traumwelt der Zeit, inmitten märkischer Parklandschaft zu neuem Leben erstehen ließen.

Und zwar ein ganz bestimmtes Stück dieser Welt: die Villa Albani bei Rom. Sie war es, die in diesem ihrem neuerbauten Zwillingsgeschwister ihre Auferstehung feierte, mit Pergola und runder, den Abschluß der Terrasse bildender römischer Steinbank, mit ihrem länglichen Bassin, zu dem Treppen hinabführen.

Die Gäste dieses sommerlichen Einweihungsfestes fühlten den Zauber wohl, den ein italienisch blauer Himmel zu fast vollkommener Täuschung vertiefte. Unwillkürlich dämpften sich Stimmen und Schritte der von dem in freudig erregtem Stolz Erläuterungen gebenden Schlossherrn Geführten, die des Schauens und Staunens nicht müde wurden.

Die nächste Umwelt des Schloßchens spann den Traum noch weiter.

Nicht allein die beiden genialen Architekten hatten sich bis ins kleinste und bis zu inniger Beseelung ihres Schaffens den Wünschen und der Geschmacksrichtung des Kronprinzen angepaßt, auch Lenné hatte den ihm zugefallenen Teil der Gesamtaufgabe mit feinstem Verständnis und subtilem Stilgefühl zu lösen verstanden.

Schon blühten die ersten Rosen des „Hippodroms“, wie der in Form eines solchen neuangelegte Garten westlich des Schlosses heißen sollte, und der fühle Quell des Stibadiums an seinem Nordeingang murmelte der auf zwei bronzenen Flußpferden reitenden Wassergöttin uralte Mären von ihren Schwestern, den Najaden und Nymphen zu, derweil die Schößlinge des neugepflanzten echten Weinstocks von kommenden Sommern träumten, in denen sie die Säulen, an deren Fuß man sie gepflanzt, bis hinauf zu dem von diesen getragenen Dach umwunden haben würden.

Schon grünte das Rasenrondell in der Mittelsache des Hippodroms, auf dem eine marmorne Sonnenuhr Platz gefunden hatte, deren Inschrift: „non signo horas nisi serenae“ so recht aus der heiter-weißen Lebensauffassung der Alten geboren schien. An die Tatsache, daß auch sie nicht immer nach diesem Motto leben durften, sondern den Reiz der Götter fürchten mußten, solange ihre Herzen noch nicht im abhärtenden Seelentraining der Stoa leidenschafts- und gefühllos geworden waren, mahnte das Marmorbildwerk, das unmittelbar vor der Sonnenuhr Aufstellung gefunden hatte, Nachbildung der Gruppe von San Ildefonso bei Madrid, die Kaiser Hadrian und seinen götter schönen Liebling Antinous zeigt, und zugleich in allegorischer Figur den Nil, in dem Antinous versank . . .

Vom Dichterhain, zwischen Hippodrom und Schloß herüber grüßten die Hermenköpfe der großen italienischen und deutschen Sänger, am Westsaume diese: Petrarca, Dante, Tasso und Ariost, an der Ostseite jene: Goethe, Schiller, Herder und Wieland, wie um in feinsinniger Weise Seelenverwandtschaft und Vermählung von deutschem und italienischem Geiste anzudeuten und die abermalige Renaissance der alten, auf ewig versunkenen Welt im Herzen der Jetztzeit zu symbolisieren.

Triumph des Geistes über Zeit und Materie bedeuteten diese acht von Apoll Begnadeten: wenn die jungen Kastanienbäume des Hains lange zu stattlichen Schattenspendern emporgewachsen sein würden, deren dichtbelaubte Kronen das Dach des Schloßchens überragen und an Stelle der jetzt Lebenden ein anderes, herangewachsenes Geschlecht sich ergehen sehen würden, werden die unsterblichen Werke der Dichterkünste noch immer in unveränderter, ewig weiser Schönheit leben . . .

Noch im Bann der ergriffenen und feierlichen Stimmung, die aus solcher Erkenntnis weht, betrat die kleine Gesellschaft wiederum das Vestibül des Schlosses, das durch farbige Gläserfenster fallendes blaues Licht erfüllt. Auch hier der leise Gesang rinnenden Wassers: geschwähiges Flüstern eines unsichtbaren Quellnymphs in der marmornen Tiefe des „Schinkelbrunnens“. Wem mochte die zarte Geisterstimme gelten? Den beiden bronzenen Gazellen auf der Treppe zum Vestibül, die auf der Grenze von goldenem Sonnenlicht und dem feierlich-geheimnisvollen Blau hierinnen standen? Oder den Menschen, die freilich nicht imstande waren, den Sinn des silbernmurmelnenden Plauderns zu verstehen, das leise und leiser zu ihnen hinaufstieg, wie sie nun durch die Zimmer droben schritten?

Durch das Kupferstichzimmer mit den Raffaelkartons . . .

Durch das kleine grüne Eckzimmer, mit seiner köstlichen

Aussicht und dem Lichtschirm mit den Porträts der Familie Radziwill . . .

Durch das für einen künftigen Aufenthalt des Kronprinzenpaares zum Schlafrum bestimmte Zimmer mit dem goldenen Säulenbett und dem originellen Waschservice aus grünem Glas. Und mit den Büsten Friedrich Wilhelms III., des noch lebend unter ihnen Weilenden, und der toten Königin, deren verkürzter Geist in allen diesen kleinen Zimmern zu verspüren war, in diesem Tusculum, das sich der Sohn geschaffen hatte und das in seiner naturnahen Schlichtheit so sehr an ein Buen Retiro lang vergangener Tage gemahnte, an jenes andere Schloßchen im Havelland, das auch ursprünglich ein anspruchsloses Landgut gewesen war, an Pareß . . .

Durch das Kabinett der Prinzessin mit seinen silbernen Flügeltüren und dem Wandfries schmalgerahmter Bilder aus Pompeji, schwebender Figuren auf schwarzem Grunde, die zum Teil Originale, zum Teil wertvolle ältere italienische Kopien nach Freskobil dern in Pompeji waren . . .

„Hab' ich es getroffen?“ Kronprinz Friedrich sah seine vor Freude erblaßte Frau fragend an. „Gefällt es dir? Vier davon sind echt und also nicht viel weniger als zweitausend Jahre alt!“

Ein lustiges Wettkähen und Raten hub an. Es war gar nicht so leicht, die vier Originale unter den sieben Kopien herauszufinden. Immer wieder hatte der Kronprinz das Vergnügen, verneinend den Kopf zu schütteln. Nur Eines gekultes Auge irrte sich nicht, — Alexander von Humboldt war es, der den Vogel abschloß. Ihm wurde denn auch in einer kleinen, wohlgeleiteten Rede des Gastgeber von diesem unbedingte Anerkennung zuteil, — ein Spruch, mit dem die übrige Gesellschaft keineswegs einverstanden war, sondern gegen den man launig und lebhaft protestierte.

Ob es wohl gerecht und billig sei, einen Weltreisenden mit demselben Maß zu messen wie arme, gewöhnliche Sterbliche, die das Land Italia bis dato nur mit der Seele suchen, aber leider nicht mit leiblichen Augen schauen gedurft . . . ?

Der König nahm die beiden Angegriffenen, Preisrichter und Sieger, in Schutz.

Was die „armen, gewöhnlichen Sterblichen“ anbeträfe, so müsse er sich allerdings, wenigstens in bezug auf weite Reisen in fremde Länder, zu ihnen zählen. Regentenlos! „Die Geiß muß grasen, wo sie angebunden ist!“ hat schon der Einsiedler von Sanssouci beim Abschied des südwärts, über die Alpen ziehenden d'Alambert gesagt, mit dem er so gern „von der Partie gewesen wäre“, er, der nie begriffen hat, daß Algarotti, als Italiener, sich die Reise nach Herkulanum, „dem Phänomen des Jahrhunderts“, versagte, und der selbst „fünfhundert Meilen gefahren wäre, um eine aus der Asche des Vesuvus auferstandene antike Stadt zu schauen“, wenn, ja, wenn ihn nicht eben „so starke Fesseln gehalten“ hätten.

Aber da wäre zum Beispiel unser Wilhelm von Humboldt, der ganze zwei Jahre im Rom gelebt hat . . . Ist das nicht in vorliegendem strittigem Falle von weit größerem Wert, als die berühmte Weltreise seines Bruders, die diesen durch das unerforschte Südamerika und auf den Gipfel des Chimborasso bis zu 6000 Meter Höhe geführt, oder sind es nur 5810 Meter gewesen? — Einerlei, bis zum höchsten Bergesgipfel jedenfalls, den Menschenfuß bisher erreicht, — und als der über zwei Jahrzehnte dauernde Aufenthalt in Paris, von wo er nun endlich, erheblich später als der Siegeswagen vom Brandenburger Tor, heimgefunden hatte?

Lachend gab alles den Ausführungen des Monarchen recht, und das Gespräch wandte sich von den Reisen der Anwesenden, die in der Vergangenheit lagen, einer für die Zukunft geplanten zu: nämlich der des Kronprinzenpaares nach Italien.

Ein unerschöpfliches Thema! . . .

„Wenn wir wieder heimgekehrt sein werden, wirst du gar nicht mehr begreifen können, daß du nicht sofort und auf den ersten Blick die Originale von den Kopien unterschieden hast, was meinst du, Elise?“ neckte der Kronprinz die stolze, neue Eigentümerin der umstrittenen Fresken, und Kronprinzessin Elisabeth, die des Gatten Freude auf die Italienreise von Herzen teilte, bestätigte lächelnd im voraus ihre künftigen Kenntnisse und Fertigkeiten auf dem Gebiete der Altertums- und Kunstforschung. —

Man war inzwischen in dem ganz in Rot, Weiß und Gold gehaltenen Gartensaal angelangt und trat, nachdem der große, runde Rosso-Corallinotisch mit den beiden prachtvollen Schalen aus orientalischem Marmor darauf gebührend be-



Bauarbeiter. Gemälde von Lorenz Bösen.

wundert worden war, durch die schönen, hohen portes-fenêtres, die diesem Raum vornehmlich sein festliches Gepräge gaben, und die alle drei weit offen standen, auf den angebauten, von einem dorischen Tempeldach gekrönten Portikus der Villa Albani . . . , nein, ihres märkischen Ebenbildes hinaus.

In dieser nach Osten offenen Arkadenhalle war der Teetisch gedeckt.

Welch schöner Blick bot sich von hier dem entzückten Auge! Alle Sommerblumen des bis zum Teich hinunterreichenden leuchtend bunten Teppichgartens blühten, von Faltern und Bienen umschwärmt. Und der bronzene junge Faun in der sich inmitten des Gärtleins frei erhebenden Gartenlaube war durch das Nagelwerk, aus dem sie bestand, hindurch deutlich zu erkennen.

Im nächsten Jahr würde die Laube von Rankrosen umspinnen sein . . .

Ein Rosenparadies sollte Charlottenhof werden. Ein Paradies war es schon heut!

Über die sonnenlichtüberflutete Terrasse waren Belarien gespannt, die Springbrunnen plätscherten, die Blumen dufteten, und man trank Tee . . .

Langsam war der Blütenüberschwang des Sommers herbstlichem Welken gewichen. Immer seltener waren die warmen Abende geworden, an denen die drei Bronzeampeln der Schloßterrasse milden Schein über heiter geschmückte Tische und plaudernde Menschen warfen.

Von Tag zu Tag stiegen die Morgen- und Abendnebel dichter aus dem Wipfelmeer der Parkbäume und hüllten das stille Haus in ihre blassen Schleier. Immer mehr Stimmen verstummten im Sommerorchester der kleinen gefiederten Sänger, die so lange Zeit aus den Hecken des Dichterhains ihre munteren Lieder gezwitschert hatten.

Altweibersommer schwamm in der Luft, und die Fasanen, die in den Parklichtungen herumspazierten, machten das tote Laub am Boden rascheln.

Die Rosen waren längst verblüht, schon fielen die Rasta-

nien, und erster Rauhreif des Jahres puderte über Nacht die roten und lila Ästern der Gartenbeete.

Winter kam. Christbaumlichter brannten in heiliger Nacht, Glockenwiegen sang an Silvester das alte Jahr zu Grabe und läutete an Neujahr ein Beginnen des ein.

Unermüdllich rückten im Wechsel der Jahreszeiten die Zeiger der Ewigkeitsuhr voran. Das zweite Jahrzehnt des 19. Säkulums ging zu Ende.

Es war an einem grauen Dezembernachmittag anno domini 1830.

Die Näh-Nieße, die bei Konsistorialrats in der Heiligengeiststraße im Erker der „roten Stube“ saß und an Fräulein Bettinas Ballkleid stichelte, — ponceau Merino mit Goldschnüren und weißen Gigots, wozu ein Kopfpuz von Marabouts und goldenen Ähren gehörte, — warf einen neidischen Blick über die Straße hinweg, wo in der gegenübergelegenen Häuserfront soeben sich die Fenster einer Wohnung erhellen. Hörbar und ein bißchen ostentativ seufzend fädelt sie den neuen Faden ein.

Die Kommerzienrätin hatte den Seufzer verstanden.

„Das da drüben sind Shadows, meine Liebe!“ sagte sie spitz, mit einem säuerlichen Blick auf die beiden in mattem Gelb erstrahlenden Rechtecke vis-à-vis, deren von innen zugezogene Mullvorhänge noch leise schwankten, und hinter denen undeutliche Schatten gegen die Tiefe des Zimmers zu verschwanden. „Direktor der Berliner Kunstakademie, — das ist ein schöner Posten. Die können sich das leisten!“

Mamsell Rietchen war flammend rot geworden. „Was die Madame denkt!“ stammelte sie. „Ich seufzte nur, weil . . . weil die Nadel . . .“ Rechtzeitig kam ihr ein guter Einfall. „Ich glaubte, das Ohr wäre zerbrochen, und das wäre doch gewiß schade gewesen. Die englischen Stahlnadeln kosten so viel!“

Die Rätin nickte. „Gott sei's geklagt: billig sind sie nicht! Wenn man bei diesen teuren Zeiten rechtshaffen durchkommen will, muß man an allen Ecken und Enden sparen. Sagen Sie selber, Rietchen, hieße es nicht, sich des Lasters sünd-

hafter Verschwendung schuldig machen, wollte man jetzt schon Licht machen?"

Die kleine, verwachsene Näherin beeilte sich, beinahe leidenschaftlich zu bejahen. Ihre Brotherrin aber war durch das einmal aufs Tapet gekommene Thema, wie man zu sagen pflegt, „in Schuß“ geraten und verbreitete sich, unter gelegentlicher Heranziehung der „Künstler“ von vis-à-vis, noch des längeren und breiten darüber. Leisten konnten sich die den Luxus einer frühen Abkürzung der Schummerstunde, daran war gar kein Zweifel! Aber sparsam gehandelt war es darum doch nicht! Für diese bürgerlichsten aller Tugenden hatten Genies — sie sagte „Schenies“ — eben von jeher nicht viel Sinn! — Sie sollten ja sogar, man denke, überhaupt keine Unschlittkerzen mehr im Haushalt verwenden! Bloß Wachslichter und in drei Stuben je eine von den neumodischen Hängelampen! Man selber hatte seit letztem Weihnachten freilich auch eine in der guten Stube hängen. Der Kon-sistorialrat hatte auf die Anschaffung gedrungen, — der Re-putation wegen . . . Nun ja. Und obwohl die Ausgabe ein großes Loch ins Budget gerissen hatte, wo Bettinchen doch recht notwendig ein neues Peignoir gebrauchen könnte — das von Crêpe auf Cerise-Taffet mit den kleinen Blonden ist nicht mehr im besten Zustand! — Zu den kleinschiffonierten Gesichtern der neuen Haartracht stehen Blonden nicht mehr. — Ach, wenn sie überhaupt davon anfinge! Das hellblaue Schalkleid war nun auch schon über ein Jahr alt! Pauline Spittner, mit der Bettinchen neulich beim Tee bei Frau von Cranegg zusammengetroffen, — Pauline sehr en beauté in einem funkelnagelneuen Soufflékleid mit einer Girlande von Vergißmeinnicht und Narzissen, — was ja aber natürlich viel zu jugendlich für sie war! —, und Turban und Ferroniée, — also was glauben Sie, Mamsell Rieckchen, hat diese suffisante Person nicht die Unverblümtheit besessen, in bezug auf das Hellblaue zu fragen, ob es nicht dasselbe sei, mit dem Bettinchen vor zwei Jahren die Tableaux bei der Geheimrätin gestellt hätte?

Kurz und gut, es war doch eine ungerechtfertigt hohe Ausgabe gewesen, mit der Hängelampe, das ließ sich nicht ausreden! Die Hauptsache blieb doch, daß man seine Töchter verheiratete . . .

Man hatte das Ding freilich nun mal, — zur Reputation. Anstehen jedoch? Und womöglich an einem ganz gewöhnlichen Werkeltage? Daß man bei solcher üppiger Lebensführung als Hausfrau ruhig schlafen konnte! Sie mußte gestehen, sie verstand die gute Frau Shadow nicht!

Hier angelangt, unterbrach sie sich. Mit einem vorwurfs-vollen Blick auf Mamsell Rieckchen, die ersichtlich nur mehr so tat, als ob sie nähte, erhob sie sich, um eine der dem Gerücht nach bei Shadows ganz und gar abgeschafften Unschlittkerzen zu holen. Nicht ohne noch eine abfällige Bemerkung über die schwachen Augen der jetzigen Frauengeneration gemacht zu haben, die von dem neuerlichen unvernünftig vielen Romanlesen verdorben wären. — „Lucia von Lammermoor“, „Der letzte Mohikan“, „Die Teufelseliziere“. Sage einer, was die Gedanken teutscher Frauen und Mädchen bei den Engländern und den wilden Indianern zu suchen haben? Was gar das genannte Buch des Herrn Kammergerichtsrats Hoffmann anbelangte, so sei es ja bereits durch den Titel richtig gekennzeichnet! — — —

Bei Shadows brannte in der Tat die eine der drei Hängelampen über dem runden Tisch mit der schönen Mahagoniplatte.

Ihr mildes Licht drang nur gedämpft in die halbverschatteten Ecken, in deren einer die gläsernen Wände der Servante, dieses bürgertümlichen Privat- und Familienmuseums der Zeit, wie die spiegelnde Wasseroberfläche eines von Vollmondglanz erhellten Waldteichs glänzten. Und wie dieser in verschwiegener Tiefe das Geschmeide der Nixe hüten mag, so waren auch jener die Schätze des Hauses anvertraut. Geschliffene Gläser, dünne, gepreßte Silbersachen, — die Zeitläufte waren ja, gottlob, ruhige und friedliche geworden, so daß man dergleichen nicht mehr ängstlich zu verstecken brauchte, — und Porzellan. — Kuchenkörbe, Zuckerboxen und Schalen, Tablett . . ., alles in einfachem Porzellan oder bemalt oder vergoldet . . . Vor allem aber Tassen! Tassen, deren Porzellanweiß mit Blumenkränzen bemalt war, mit stolzen Schwänen, bizarren Delphinen und mit allen möglichen Emblemen der Freundschaft, Liebe oder Vergänglichkeit, oft zierlich von Schleifen und Bändern umwunden.

In der anderen Ecke, schräg gegen das Fenster gestellt, stand das Spinett, das so manchen der Hausmusik geweihten,

schönen . . . schon erlebte, — und, en pendant zu ihm, in Jouarnierung und Intarsien zu den anderen Meublen passend, der Sekretär, jetzt sich mit unbenußter, herabklappbarer Schreibplatte lediglich als Schrank präsentierend, von dem man sich kaum der vielen sauber ausgelegten Geheimfächer in seinem Innern vermutete.

Von allen diesen Möbeln, die an ihrem Teil an Stelle des Luxus' des übergraziösen, reichgeschmückten Rokoko den bürgerlichen, zugleich auf geschmackvolles Aussehen und Nützlichkeit sehenden Geist der Jetztzeit dokumentierten, war es besonders der Sekretär, der in inniger Beziehung zu dieser Spätnachmittagsstunde stand. Denn an ihm war „Polyklet, oder von den Mäßen der Menschen“ entstanden, Shadows Buch, aus dem er soeben dem andächtig lauschenden Zuhörer freis vorlas.

Da dieser außer der Frau des Hauses sich fast durchweg aus jungen Malern zusammensetzte, — der „Älteste“, Karl Begas, war ganze sechsunddreißig Jahre alt, — so verstand es sich von selbst, daß die Ausführungen des allseits hochverehrten, sechsundsechzigjährigen Meisters nicht in allen Punkten unwidersprochen blieben.

Besonders der junge Bendemann, der daheim in seinem Atelier bereits die Entwürfe zu seinem Kollossalgemälde „Die trauernden Juden Babylons“ auf den Staffeleien herumstehen hatte, revoltierte in der Tiefe seines neunzehnjährigen Malerherzens ein bißchen gegen die in der Shadow-Cornelius-Ara immer mehr sich ausprägende Überschätzung der Kalligraphie der Linie, die dem Zeichnerischen und Kompositionellen wohl gerecht wurde, — die Farbe aber geradezu als Nebensache behandelte.

Ob wirklich der „Karton“ den Gipfelpunkt der Kunst darstellte? Oder ob die Kaulbachianer, die statt des großen Historienbildes das Anekdotenbild pflegten, mit ihrem leicht rührsamem, etwas spießerischen Witz, ihrer Romantik und ihrer Freude am Erzählerischen, den rechten Weg gingen? Sie vernachlässigten jedenfalls die Farbe nicht!

Während der junge Maler, vom „Polyklet“ abschweifend, alles das bei sich erwog, hatte Shadow bereits in der Lektüre abgebrochen und zur Diskussion, — die dann, das war feststehende Regel, vom Hundertsten ins Tausendste gehen durfte, — aufgefordert.

Man war auf diese Weise auf eben die von Bendemann bedachten prinzipiellen Fragen gekommen, und der siebzehnjährige Genieschüler Peter Thümen, des Kronprinzen Protégé, suchte sich gerade, von Shadow ermuntert, mit dem Welf-Waiblingenstreit: hie Historienmalerei in Kartomanier, — da Anekdotenbild, auseinanderzusetzen. Bendemann horchte auf. Was der Junge da entwickelte, war höchst originell!

„Warum weisen wir der Malerei eigentlich eine so sekundäre Stelle innerhalb unserer Bestrebungen an? Wir sind doch weder Illustratoren der Weltgeschichte, noch Anekdotenerzähler mit Pinsel und Farbe! Der Stoff ist doch nicht die Hauptsache, sondern im Gegenteil, das Malen an sich! Nicht das Was, sondern das Wie! Ich denke mir, wenn man mit ganz reinen malerischen Absichten nicht an ein zurechtgestelltes Sujet, sondern ganz einfach an die Natur herantritt, — will heißen: an das einfache Leben des Tages mit seiner Behaglichkeit, Sauberkeit und Helligkeit, seinem Ernst und seinen vielen feinen, intimen Reizen, — einerlei, ob man dies alles im Landschaftlichen oder in zu porträtierenden Menschenantlitz, im Stilleben oder Intérieur sucht und findet, — das müßte doch das reinste Resultat ergeben!“

Donnerwetter! Das sagt der Kleine so unschuldig hin, als wisse er gar nicht, welche Reaktionen er da seelenruhig vortrug! Hm, — der schien es tüchtig hinter den Ohren zu haben!

Dabei hatte er selber ein selten feines, ausdrucksvolles Profil! Besonders, wenn er wie eben in helle Begeisterung geraten war! . . . Drake schien das übrigens auch zu finden. Er sah den jungen Verechter des Naturalismus dermaßen scharf an, als sei sein Gedächtnis ein Skizzenbuch und sein Auge ein Stift . . .

Begas räuspert sich. „Hm . . . Da verwerfen Sie wahrscheinlich überhaupt alle ‚Atelierkunst‘ mit samt ihren ‚Rezepten‘ und ‚Requisiten‘?“

Pitt schwieg. Er mochte sich erst jetzt des faux pas, den er begangen, bewußt werden und das Dilemma zwischen der inneren Unmöglichkeit, „abzuschwören“ und zwischen einer weiteren Entwicklung seiner Meinungen, die nur situationsverschlimmernd wirken konnte, herannahen spüren. —

Shadow selbst bewies seine sympathische, überlegene Persönlichkeit, indem er dem verlegenen Jungen zu Hilfe kam. „Was wollen Sie, Begas, — das ist die Jugend! Die allerjüngste Jugend, die immer nach Neuland in der Kunst und im Leben suchen wird!“

Sein gütig-versonnener Blick flog von Pitt zu dem Benjamin des Kreises, dem fünfzehnjährigen Adolf Menzel hin, der bisher kein Wort gesagt hatte, und dessen leuchtende Augen, die immer wieder zu den auf dem Sekretär stehenden Gipsmodellen zu des Hausherrn Büsten: „Ziethen“ und „Leopold von Dessau“ zurückkehrten, doch so berechtigt waren ... Vielleicht dachte er auch seiner beiden Söhne, Rudolf, des Bildhauers, der vor acht Jahren erst sechsundzwanzigjährig in Rom gestorben war ... und Wilhelm, des Malers, der nun schon seit vier Jahren als Einunddreißigjähriger Direktor der Kunstakademie in Düsseldorf war ...

War früh zu ehrenvoller Position gekommen! Und natürlich freute das Vaterherz sich dessen! Jedoch: sie pflégten der Entdeckung von „Neuland“ nicht so sehr förderlich zu sein, diese akademischen Posten!

Er seufzte. „Wir haben an unserm Teil das Unsere getan ... Aber die Kinder ... Dein Oskar, Begas, und, wenn es wieder ein Junge und dieser Junge ein Malersmann werden sollte, was für Klein-Oskar ja auch noch nicht so ganz feststeht, dein zweiter ...“

A propos, wie geht es deiner guten Frau? Warum bringst du sie so selten mit? Sie ist ja nicht eine Madame Blechen ...!“

Begas antwortete, daß seine Frau notwendig zu Hause bleiben müsse, um des dreijährigen Oskar erste Malversuche zu überwachen, — womit wohl der Beweis dafür erbracht sein dürfte, daß sehr wohl sein Ältester dereinst Maler werden würde, wie übrigens der zweite auch, der natürlich ein Junge sein und Reinhold benannt werden sollte! —

Dann wandte sich das Gespräch dem Schicksal des armen

Blechen zu, des unglücklichen Hofmalers, den seine eigene, sehr unangenehme Frau vor kurzem ins Hornsche Irrenhaus gebracht hatte. Freunde hatten den Unglücklichen aus dieser Lage befreit und mit einigen seiner Bilder eine Benefizlotterie veranstaltet, deren Erlös hinreichte, um Blechen, der lediglich in den Nerven überreizt, aber nicht geirrt war, nach Italien zu schicken. „Die Frau Kronprinzessin hat sich in der Angelegenheit wie ein Engel benommen!“ wußte Begas zu erzählen. „Ohne ihre Mithilfe wäre das Ziel sicherlich weit schwieriger zu erreichen gewesen. Um selbst Barmittel spenden zu können, ist ihre Mildtätigkeit viel zu groß, die sich alles Verfügbaren entäußert und daher selten Reservemittel hat, — aber ihre tätige Teilnahme hat uns, das Los zu einem Louisdor, allein 36 Louisdor erworben, gar nicht zu reden von dem Ansehen, das unsere Hilfsaktion durch Ihrer Königlichen Hoheit Beteiligung erfahren hat. Ich mußte leßthin recht viel an das Wort denken, das sie im Zusammenhang zu unseres Blechens Schicksal zu mir sagte: „ob es nicht eine recht tragische Verkettung unerforschlicher Ratschlüsse sei, daß Genie und Wahnsinn so oft sich nahe wären ...““

Das Gespräch stockte. Ein jeder hing seinen Gedanken nach. Frau Shadows Hand suchte unwillkürlich nach der Lichtpußschere. Diese Augenblicke, in denen „ein Engel durchs Zimmer fliegt“, waren immer so hübsch dafür geeignet gewesen, den nichtsnutzigen Schnuppen zuleibe zu gehen! Nun war das freilich überflüssig geworden, jedoch es war ein Ersatz dafür da: man mußte den Docht ein wenig höher schrauben ...

Sie tat das und ein hellerer Schein ergoß sich über die Gesichter rund um den Mahagonitisch.

Mit tiefem, schönem Ton hub die Kastenuhr zum Stunden-schlag aus.

Sechs Uhr!

(Fortsetzung des Romans folgt.)

Die Bilderteppiche des Halberstädter Domes. Von Luise Becker.

Mit fünf Abbildungen aus der photographischen Sammlung des Kunstgewerbe-Museums in Köln.

Es ist noch nicht allzu lange her, daß man die rein germanische Kunst des Bilderteppichs in ihren Ursprüngen nach Palermo verpflanzte, wo sich im frühen Mittelalter in einer glücklichen Mischung von Orient und Okzident eine blühende Textil-Industrie von hohem künstlerischem Wert auftrat.

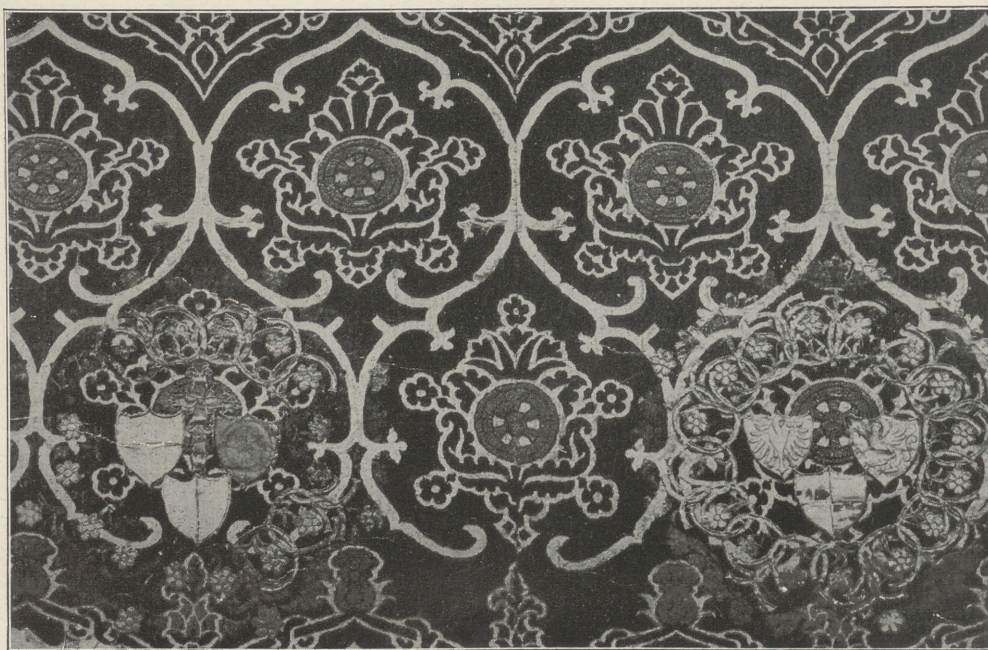
Auch die schönen Teppiche des Hochchors von Halberstadt hatten lange das Schicksal, als palermitanische Fabrikware ausgegeben zu werden, bis alte Akten, Funde (wie zum Beispiel ein Bilderteppich, der beim Niederreißen einer Kirche in Baldischol auf Hedemarken zwischen zwei Fußböden entdeckt wurde) und ein aufmerksames Studium der Literatur klar darlegten, daß der künstlerische Bilderteppich keinesfalls orientalischen Ursprungs ist.

Wohl rühmt Homer Helena und Briseis als kunstreiche Teppichwirkerinnen, aber reicher noch sind die Überlieferungen der Edda- und Wölfsung-Sage, die von so künstlerisch tätigen

Frauen berichten. Gudrun wird erwähnt, Brünhild verkündet der Welt damit die Heldentaten ihres Geliebten Sigurd. Und ihr Werk ist so bedeutend, daß noch bis ins späte Mittelalter hinein die Taten des Sigurd beliebte Motive für Wandteppiche waren. Im Flechtecherbuch wird erzählt, daß Olaf der Heilige dem Sänger Torfin befahl, eine Szene auf einem Teppich der Hallenwand zu besingen.

Die Halberstädter und Quedlinburger Teppiche, wie durch ein Wunder den Bränden und Plünderungen des 30jährigen Krieges entronnen, sind lebendige Zeugnisse, daß diese alte herrliche Bildwirkerkunst auch in Deutschland

heimisch war. Die Blumen machten ein großes Gewerbe daraus, das dann nach Italien und durch kriegerische Zwangsmaßnahmen nach Frankreich kam, um dort die späte Blüte der Gobelinkunst hervorzu-rufen. — Der Wintersturm jagt wie ein wilder Reiter ums Blockhaus, er rüttelt am Dach und drängt gegen das Mauergefüge, zerrt an den Moos-



Nempterbehang im Halberstädter Dom. Gothischer Sammet mit dem Wappen des Kardinals Albrecht von Mainz. 16. Jahrhundert.



Chorbehang aus dem Halberstädter Dom. Christus auf dem Regenbogen und die Jünger. Niedersachsen, 12. Jahrhundert.

hallen, die die Wände dichten. Auf stürmenden Wolken braußt das wilde Heer über das Freibauernhaus. Drinnen am Feuerherd scharen sich Gefinde und Dorfgenossen. Ein fahrender Sänger kehrt ein, sein Lied läßt die Sagen auf den Bilderteppichen an den Wänden lebendig werden. Ihre Gestalten erzählen die Sagen des Volkes, ihre Farben beleben das Bloßhaus wie die düsteren Hallen der Schlösser, die Zeltwände der Feldherrn. Das ist die Geburtsstunde des Bilderteppichs. — Die christliche Kirche übernahm diese Kunst für ihre Zwecke, und der bunte Bilderteppich belebte mit seinen Darstellungen der Heiligen-Geschichten die grauen Steinwände der Dome. Aus dieser frühen Zeit sind in Mitteldeutschland die Teppiche von Halberstadt, Quedlinburg und Bayeux erhalten.

Von den Freihöfen kam die Frauenkunst der Bildwirkerei in die Schlösser und Burgen und von dort in die Klöster. Ein Gewerbe wurde die Kunst nur in Flandern, und vielleicht auch durch die Normannen in Palermo, wo Herzog Roger II. von Sizilien eine Webeschule errichtete. Wir haben aber keine Belege dafür, daß man in Palermo Bilderteppiche wirkte, vom Norden wissen wir es heute, und es liegt kein Grund vor, diese herrlichen Bildwerke nicht als deutsche Klosterarbeiten einzuschätzen.

Die gewaltigen Halberstädter Dorfsalzen, — die Gestalten sind etwa lebensgroß, — hingen um die Wände des Hochchors. Seit der Revolution hat man sie in einen sicheren Gewahrsam gebracht. Der Teppich, der Christus auf dem Regenbogen im Kreise seiner Jünger darstellt, zeigt eine ruhige, getragene Würde aller Gestalten. Strengste Stilisierung, dabei in der Charakterisierung der einzelnen Jünger eine nicht unbedeutende Porträtkunst. Auf dem zweiten Teppich ist Isaaks Opferung in reichbewegten Szenen, die gruppenweis durch eine gotisch stilisierte Baumform ge-

trennt werden, dargestellt. Würdevoll die königliche Gestalt Abrahams in fränkischer Fürstentracht, — herrlich die Gruppe der drei heiligen Männer. Der Engel spricht vom Himmel zu Abraham. Der Himmel ist wieder die Mandorla, der Regenbogen, auf dem im ersten Teppich Jesus sitzt.

Das Ganze ist ein hervorragendes Kunstwerk. Wie herrlich sind diese klaren, festen, scharf gegeneinandergesetzten Farben! Welche Leuchtkraft! Wie individuell, wie zeitlich und impulsiv ist das alles! — Der dritte berühmte Teppich von Halberstadt ist der

so genannte Kaiser-Karl-Teppich, eine Kopie oder ein Original aus der karolingischen Kunstperiode. Man ist sich über das Alter nicht ganz einig. Jedenfalls ist er typisch für das Bestreben, unter Karl des Großen Führung die antiken, römischen und byzantinischen Anregungen in die alte Überlieferung zu bringen. In den Miniaturen jener Zeit finden wir dieselben Darstellungsformen, wie auf diesem Teppich, dessen Flächenenteilung und Zeichnung auch eine Miniatur sein könnte. Der Sage nach soll er für die Kirche bestimmt gewesen sein, er ist aber, um an diese Stelle zu passen, roh zerschnitten worden. Das spricht gegen diese Überlieferung, die auch die Datierung verursacht, denn wer solchen Teppich in dieser Schönheit, die für jene Epoche unbedingt ein Ereignis und eine Vollendung war, anfertigte oder bestellte, der wäre niemals imstande, eine

solche Zerstörung vorzunehmen. Die Haltung des Kaisers Karl und der Weisen, die ihm zu Füßen sitzen, Cato und Seneca, die Formung der Glieder, die Bewegungen, die noch nichts von frühgotischer Stilisierung haben, sondern im antiken Sinne realistisch zu wirken bestrebt sind, — alle diese Dinge geben dem Kenner Hinweise auf das Alter des wunderbaren Stückes oder seines Vorbildes, wenn er als eine spätere Kopie anzusehen ist. Der Halberstädter Dom besitzt einen weiteren



Antependium im Halberstädter Domschatz. Passionsszenen. Deutsche Stickerie aus dem 13. Jahrhundert.



Chorbehang aus dem Halberstädter Dom. Abraham opfert den Widder. Niedersachsen, 12. Jahrhundert.

hervorragenden, farbenprächtigen Schmuck in dem Rempferbehang, einem Sammet- und Goldgewebe, das der Kardinal Albrecht von Mainz Anfang des 16. Jahrhunderts stiftete, und das in schöner Stickerie seine Wappen zeigt. Ein gotisches, sehr vornehmes Granatapfelmuster. Ein wundervolles Stück von prächtiger Zeichnung und warmem, leuchtenden Ton.

Als der Halberstädter Dom evangelisch wurde, brachten die Söhne der Halberstädter Familien, die bisher Domherrn

gewesen waren und den Wert der Schätze kannten, als nunmehr evangelische Kirchenvorstände alles in die Schatzkammer und Schlössen sie zu. Und die Schatzkammer bewahrte ihr köstliches Geheimnis, so daß dort der Nachwelt Gewebe und Stickerien erhalten sind, die in dieser Pracht, Fülle und Schönheit die übrige Welt nicht mehr kennt.

Vor ein paar Jahrzehnten konnte ich durch den kaiserlichen Kabinettsrat von Lufanus, einem geborenen Halberstädter, auf dessen Anregung ich die Sachen bearbeitete, erreichen, daß der wesentlichste und kostbarste Teil der

Kirchengewänder und Altarbekleidungen in Schränken aufbewahrt und den Freunden der Altertumskunde zugänglich wurden. Was man in diesen Schränken sieht, besitzt keine Sammlung der Welt. Aus der unübersehbaren

Fülle des Schönen, das diese seltenste aller Schatzkammern birgt, bringen wir hier ein Antependium, eine Klosterarbeit aus dem 13. Jahrhundert. Die Stickerie, mit Seidenfäden auf Nesselgrund ausgeführt, ist die geduldigste Zähenzählerei. Durch den Wechsel der Stichtechnik in allen Gewändern sind die verschiedenen Gestalten noch besonders charakterisiert. Die Zeichnung ist im Vergleich zu den damals üblichen und ziemlich gleichartigen Klosterstickerien besonders hübsch und

belebt. Ganz selten an dem Stück ist indessen die untere Einfassung, ein sogenanntes opus anglicanum. Diese Stickerie, die auf Purpurseide Bildmotive, Gold- und Silberplatten, Flußperlen und Halbedelsteine verschmelzt, gehört zu dem Kostbarsten was jene Zeit kannte, eine Stickerie, die sich mit Goldschmiedearbeit und Miniaturmalerei einte. Die Zeugen dieser alten Kunst sind äußerst selten, da das kostbare Material natürlich zu Raub, Diebstahl und Plünderung verlockte. Zu den ganz wenigen, in dieser Technik einigermaßen gut

erhaltenen Stücken gehört dies Antependium, wie ein zweites, das fast ganz aus Perlen, Korallen und Türkisfen besteht, und auf dem die Engel und Heiligen selbst in diese Edelsteingewänder gekleidet sind.

So ist der Dom-schatz von Halberstadt ein Buch, das wir heute allmählich lesen lernen, und in dem die Geschichte steht von der Sehnsucht und Begeisterung, den Kunstidealen und Lebenszielen, dem schöpferischen Willen versunkener Geschlechter. Was sie vor uns schufen in ungezählten Tages- und Nachtstunden, beschützt von heiliger Begeisterung, raunt zu uns in dem Schweigen des alten Domes und wird den Menschen von heut' Seelen- und Geistesbesitz. In welchem Maß, hat eine Ausstellung

niedersächsischer Bildteppiche bewie-

sen, die vor einigen Monaten im Künstlerhause zu Berlin stattfand. Da hingen diese feierlichen Zeugen altdeutscher Kunst mitten in dem Lärm der großen Stadt. Wer sie zuerst sah, mochte glauben: eine Angelegenheit für wenige Kenner. Aber ein Wunder begab sich: über die Jahrhunderte hinweg begannen diese Teppiche zu reden und zogen mit ihrer etwas unbeholfenen Sprache immer neue Scharen von Bewunderern an. Denn diese Sprache war deutsch!



Kaiser Karl-Teppich. Halberstädter Dom. Karl der Große zwischen vier Philosophen. Niedersachsen, 1186-1203.

Monaten im Künstlerhause zu Berlin stattfand. Da hingen diese feierlichen Zeugen altdeutscher Kunst mitten in dem Lärm der großen Stadt. Wer sie zuerst sah, mochte glauben: eine Angelegenheit für wenige Kenner. Aber ein Wunder begab sich: über die Jahrhunderte hinweg begannen diese Teppiche zu reden und zogen mit ihrer etwas unbeholfenen Sprache immer neue Scharen von Bewunderern an. Denn diese Sprache war deutsch!

Zinderfreuden. Von Theodor Klapproth.

Ich bin ein schlechter Zinder. Einmal habe ich einen Tausendmarkschein gefunden. Aber das war in der Inflationszeit, und wäre ich nicht ein so ungemein sparsamer Mann, so hätte ich ihn nicht aufgehoben, denn es lohnte sich wirklich kaum das Bücken danach. Ich habe ihn trotzdem aufgehoben und ihn nachdenklich betrachtet, denn ich war tief bekümmert, daß ich wieder einmal ein paar Monate zu spät mit meinem Glück gekommen war. Eine Abgabe des Scheines kam nicht in Frage; ich wäre Gefahr gelaufen, als ein unziemlicher Spaßvogel auf der Polizei angesehen zu werden. So tat ich den schon recht unansehnlich gewordenen Schein in meine Tasche und habe ihn mit andern seinesgleichen für eine Fahrt auf der Straßenbahn benutzt, denn sie streifte grade nicht.

Seit dieser Zeit hat sich mein Zinderglück viele Jahre lang auf vier- und fünfblättrigen Alee erstreckt, den ich zu entdecken ungewöhnlich geschickt bin, wenn ich in der Sommerfrische herumspaziere. Abergläubisch bin ich freilich lange nicht mehr, denn diese kleinen Seltenheiten haben nicht einmal die Kraft, mir gutes Wetter zu bescheren, aber einen freudigen Ruck verspüre ich immer noch, wenn das Vierblatt wirklich vor mir steht, zumal in Kleeforten, in denen das Suchen für gewöhnlich vergebens ist. Diesen freudigen Ruck habe ich neulich auf meiner dunkeln Treppe verspürt. Mein Fuß stieß an etwas. Ich bückte mich, griff zu und hatte ein Damenportemonnaie in der Hand. Es werden wohl bloß Straßenbahnfahrtscheine, Stoffproben und ein paar Notizzettel drin stecken, dachte ich, und diese Gegenstände fand ich auch, als ich das Täschchen aus dem nächsten Treppenabsatz näher unteruchte. Aber dann entdeckte ich auch Geld, einen Fünzig- und einen Zwanzigmarkschein, und ich dachte an meinen Vater, der nie im Leben einen Groschen gefunden und sich verschworen hatte, die Brieftasche mit den 10 000 Mark, die irgendwo auf ihn wartete, niemals abzugeben, denn wer so leichtfertig mit dem Gelde umgehe, müsse gestraft werden. Ich wollte besser sein als er. Wahrscheinlich gehörte das Portemonnaie einem Hausgenossen. Ich händigte es deshalb der Portiersfrau ein. Die arme Frau hatte grade ein Krankenlager hinter sich und würde eine Belohnung brauchen können. Sie strahlte. „Das hat die Frau Sanitätsrat Krambach im ersten Stock verloren. Sie hat schon so danach gefragt. Es käme ihr gar nicht so sehr auf das Geld als die Notizen an. Da kriege ich sicher einen Taler, wenn ich es abgebe. Vielen Dank auch, Herr Klapproth.“

Als ich die gute Frau am nächsten Tage traf — sie war dabei, die Treppenläufer aufzunehmen — und mich erkundigte, ob sich Frau Krambach ihr Geld geholt habe, erwiderte sie: „Jawohl, aber mit dem Taler, das war nichts. 70 Pfennige hat sie mir gegeben, das sei der gesetzliche Zinderlohn. Na, wenn ich mal 70 Mark finde, ich gebe sie ganz gewiß nicht ab.“ Ich hatte nicht das Herz, sie auf die Verwerflichkeit dieses Vorfalles hinzuweisen.

Ich weiß noch eine andre Zindergeschichte. Mein Freund, der Maler Lindener, ist ein eifriger Spaziergänger und nimmt auf seinen Wanderungen fast immer seinen besten Kameraden mit. Das ist Erich, sein Junge, zwölf Jahre alt, blond und hellhäutig, ein ausgezeichnete Beobachter der Natur. Vater und Sohn kennen jede Blume und jede Vogelstimme, und in ihrer Aufmerksamkeit gibt es nur einen Unterschied: der Vater ist Künstler und ein wenig schwärmerisch veranlagt, der Sohn ein Kind unsrer sachlichen Zeit und somit ein bißchen nüchtern. Sie ergänzen einander vortrefflich. Im vorigen Sommer gerieten sie auf ihren Streifzügen an eine ziemlich öde Stelle im Grunewald. Hier gedieh, abgesehen von ein paar dürftigen Rieselfarnscheln und sonnengetrocknetem Heidekraut der märkische Sand in der Vollendung. Aber das war ihnen grade recht, denn Erich hatte einen Beutel mit, den er mit dem feinen Sand für sein Käzchen zu füllen begann. In der Großstadt ist ja alles eine Kostbarkeit, was mit Natur zusammenhängt. Während er eifrig schaufelte, stieß er auf etwas Weiches, das dem kleinen Taschenspaten jähnen Widerstand entgegensetzte. Es war ein Stück Teppich, vermutlich ein Fetzen. Aber als er, von seinem Vater unterstützt, weiter grub und scharfte, erschien unter einer dünnen Sandschicht ein großer Ballen echter Perser. Ein fabelhaftes Glück! Natürlich rannte Lindener, nachdem der Fund wieder flüchtig bedeckt war, zur nächsten Polizeiwache, eine halbe Stunde Weg, um ihn anzumelden. Dort wußte man sofort, was das für Teppiche waren. Sie stammten aus einem Einbruchsdiebstahl in der Grunewaldvilla des Bankdirektors Michaelis her und hatten den ungeheuren Wert von 50 000 Mark. Glückselig ging Lindener mit seinem Sohn nach Hause und kaufte unterwegs für das Käzchen eine Sonderration Schabefleisch, denn in Wahrheit war doch Vater und Sohn diesem schönen Funde schuld.

In den nächsten Tagen hielt sich Lindener viel zu Hause, denn er erwartete stündlich den Anruf des hocherfreuten Bankdirektors. Als er nach einer Woche nichts von ihm hörte,

erkundigte er sich auf der Polizei nach dem Stande der Angelegenheit. Dort wurde ihm eröffnet, daß die Perser längst wieder die Prachtgemächer des Herrn Michaelis schmückten, aber ein Zinder sei Herr Lindener keineswegs. Die Teppiche seien ja gar nicht verlorengegangen, sondern bloß gestohlen worden, so daß es sich in diesem Falle nur um die Entdeckung von Diebesgut handle, für die das Gesetz keinerlei Anspruch auf Belohnung vorsehe. Belehrt, aber verstimmt verließ mein Freund das Polizeiamt und schrieb an den sehr geehrten Herrn Direktor einen Brief, in dem er seinen Sohn als den Entdecker der kostbaren Teppiche vorstellte und darauf hinwies, daß eine Anerkennung auch da am Platze sei, wo der gesetzliche Zinderlohn nicht in Frage komme; sein Sohn wünsche sich eine Ferienreise, die dem Vater als einem schlichten Landkäscher zu finanzieren schwer falle, und die Entdeckung der Teppiche habe die Hoffnung auf die Erfüllung dieses Wunsches kräftig genährt. Lindener gestand mir, daß ihm dieser Brief demütigend und ärgerlich zugleich gewesen sei. Aber er hätte sich über diese Gefühle mit der trozigen Überlegung hinweggeholfen, daß es Pflicht sei, einen offenbar unansändigen Menschen an seine Schuldigkeit zu erinnern und ihm sein übles Betragen nicht glatt durchgehen zu lassen. Er hat denn auch einen Erfolg gehabt. Nach abemals einer Woche trafen ohne ein Wort des Dankes 100 Mark ein. Die nackte Postanweisung wirkte wie ein Almosen, das ein Unwilliger einem aufdringlichen Bettelmann in den Hut wirft. Lindener tobte und wollte das elende Lumpengeld zurückschicken, und zwar mit einem Brief voll herrlicher Anzüglichkeiten. Aber seine Frau war vernünftig und redete ihm gut zu, so daß er friedlich blieb und seinen Jungen nach Thüringen schickte.

Frau Lindener konnte ihrem Mann zur Beruhigung eine Geschichte erzählen, die ihrer Freundin, der Frau von Quassow, widerfahren war. An einem regnerischen Novembervorgen ging sie auf den Markt, um sich ihren freitäglichen Schellfisch zu kaufen, als sie an der nächsten Straßenecke eine Perlenkette fand. Sie hob sie auf und betrachtete sie ohne besonderes Entzücken, denn die meisten Perlen sind falsch und sie hielt auch diese für eine Imitation. Trotzdem nahm sie auch noch zwei einzelne Perlen auf, die halb in den Schmutz getreten waren, denn die Schnur war zerrissen. Man kann nie wissen, vielleicht war doch etwas dran. Auf dem Heimweg las Frau von Quassow an der Anschlagssäule einen flehentlichen Aufruf. Eine kostbare Perlenkette, bestehend aus 37 großen Perlen, war auf dem Wege vom Paradeplatz zur Ludwigstraße verlorengegangen. Teures Familienandenken. Abzugeben gegen 1000 Mark Belohnung bei Frau Wally Komotau, Ludwigstraße 26. Die Zahl der Perlen stimmte, wenn Frau von Quassow die beiden einzelnen hinzurechnete. Da begann ihr doch das Herz zu klopfen. Sie eilte nach Hause, um ihren Schellfisch loszuwerden, und fuhr sofort zu dem ihr gut bekannten Hofjuwelier Buttermann, um ihm die Perlen zu zeigen.

„Jawohl, Frau Major,“ sagte dieser, „das sind echte Perlen und es sind auch die verlorenen. Ich habe hier die genaue Beschreibung. Das ist ein schöner Fund. So gleichmäßige und große Stücke sind in Privathand selten.“ Auf die Frage nach dem Wert zuckte er die Achseln. „Wert sind sie sicher 100 000 Mark. Aber wenn sich ein Diebhaber mit dem nötigen Kleingeld findet, läßt sich leicht das Doppelte erzielen.“ Er übernahm es, die Perlen durch einen sichern Boten in die Ludwigstraße zu schicken, und Frau von Quassow fügte einen Brief bei, in dem sie ihre Freude über den glücklichen Zufall Ausdruck gab und um die Überweisung der ausgelobten 1000 Mark bat. Darauf tiefes Schweigen. Endlich ein telefonischer Anruf. „Hier Frau Komotau. Ist dort Frau Major von Quassow? Also, es ist ja sehr schön, daß Sie meine Perlenkette gefunden haben, leider war sie zerrissen. Aber daß Sie nun die 1000 Mark verlangen, finde ich sehr merkwürdig. Eine vornehme adlige Dame wie Sie — man sollt's nicht für möglich halten. Ich glaube, es ist ein Mißverständnis, und Sie verzichten.“ Zum Glück war Frau von Quassow besonnen genug, zu antworten: „Durchaus nicht, Frau Komotau. Ich kann das Geld ausgezeichnet gebrauchen, verzichte gar nicht, sondern bitte im Gegenteil, die Summe ebenso schnell und vollständig zu schicken, wie Sie von mir Ihre Perlen bekommen haben. Meine Adresse wissen Sie ja. Postcheckkonto habe ich nicht. Guten Tag.“ Auch diese 1000 Mark trafen mit schweigender Verachtung ein.

Zinderfreuden — oder Erziehung zur Ehrlichkeit? Ich weiß genau, Frau von Quassow wird auch in Zukunft gefundene Perlen abgeben; mein Freund Lindener wird niemals Diebesgut hehlen, und ich selber werde meines Vaters Rat nie befolgen. Aber für die Portiersfrau bürgte ich nicht und kann sie kaum verdammen, denn es juckt jeden ehrlichen Menschen, eine schofle Gesinnung zu bestrafen. Auch Pech verpflichtet zur Vornehmheit, und die schmutzigen Knicker sind mit daran schuld, daß es so wenig ehrliche Zinder gibt.



Im Garten. Gemälde von Prof. Otto S. Engel
(Aus der Frühjahrsausstellung der Akademie der Künste zu Berlin)

Mit dem Lachen eines Traumes auf den Lippen froh Peter aus Schlafsaß und Zelt.

Dunkel lag sein Boot kieloben im glitzernden Grase unter den schlummernden Bäumen, eine Wildente hockte aufgeplustert oben auf. In Ried und Schilf flüsterten nächtliche Winde und erster Schimmer der Frühe fing sich überall im Tau. Jenseit des Flusses watete im Nebel ein Rudel äsen-der Rehe.

Aber erst als Peter vom Morgenbade zu seinem Schneckenhäusel zurückhüpfte, entdeckte er, daß sich über Nacht ein Nachbar eingefunden hatte: schmuck stand ein kleines Spitzzelt dicht neben dem seinen, geräumigeren.

Dem Wasserwanderer ist nicht viel heilig, außer seinem Boot und dem Naturfrieden, aber vor allem der Schlaf; der eigne und der des Kameraden. So begann Peter denn äußerst behutsam seine Kaffeeküche, die er jedoch meuchlings so in den Wind haute, daß der erquickliche Geruch den Schläfer durch alle Zeltlöcher besuchen mußte. Dennoch gelang das große Wecken erst einem Eichelhäher, der mit mißfarbenem Schrei eine ebensolche Namenskarte auf den First abwarf.

Leises Rumoren wandelte sich zu heftigem Wedeln der Wände. Die Türverschnürung fiel, und ein rotbäckig-ver-schlafener Buschkopf schnupperte wohlighervor.

Peter, sprachlos verdukt ob dieser völlig unvermuteten Weiblichkeit, verpaßte so den Morgengruß und rührte, darob noch verlegener, hastig und verzweifelt in seinem Kochkessel herum.

Und das Mädel, ihrerseits verblüfft von solcher wenig sportlichen Unfreundlichkeit, wandte ihm fischstumm mit einem glatt erledigenden Achselzucken den Rücken, um sich ans Waschen und Kochen zu begeben.

Während nun all seine Hantierung von einer wilden Wut gegen sich selbst beredtes Zeugnis gab, atmete jede ihrer Bewegungen, so freundlich sie anzuschauen waren, jene angreifende Kühle aus, die unentwegtes Beobachten quälend herausfordert.

Und Peter geht, kriecht, sitzt umher, einen halben Blick ihr heimlich immer zugewandt, — er schmort innerlich und

möchte sich selbst sacktiedegrob ausbeuteln, aber nur ein Aluminiumtopf entet eine Beule und ein Zeltstock knackst aus dem Beschlag, so daß Falten der Wehmut die Wände furchen.

Der eben noch so selig blaue Frühlingshimmel bezieht sich düster, eine Bö prasselt durch die Wipfel. Da entschließt sich das Mädel mit einem sichtlichen Ruck, bringt sein Faltboot zu Wasser und verstaubt Zelt und Zubehör. Und Peter, der verbissene Querkopf, packt selbst jetzt nicht zu, liegt längelang hinter seinem Kajak an einer Scheinarbeit bastelnd, lugt zwischen Farn heraus und flucht in sich hinein.

So flüht sie denn los mit behendem Paddelschlag. Schaut sich nicht einmal um. Entschwindet hinter Schilffächern und windgebeugten Weidenbüschen auf den nahen See.

Mit wildem Gemurr fegt plötzlich der Frühlingssturm durch den Wald, Äste hageln herab und Regen knöchelt dunkel hinterdrein.

Schon will Peter sich in sein wrackes Zelt vertrauen, da wirbelt ihn der Ruf der Pflicht, unbewußt fast, aber froh willkommen, herum, er schleift eilends sein Boot über die Böschung hinab und jagt fluchend, daß der Bug gefährlich unter die Wellenkämme taucht.

Der See ist weitüber weiß gestrichelt von Gischt und Schaum, tief lasten die jagenden Wolken und die Böen wühlen das niedere Wasser bis zum Grunde auf.

Kein Boot ist sichtbar!

Peter richtet sich, die Knie beiderbords angestemmt, auf: dort in Seemitte treibt ein heller Strich! Und er schlägt seinen Kiel vorwärts, erst Wind und Wellen schrägen entgegen in toller Arbeit, dann in einer Wendung, die ihm einige Kübel über den Kopf haut, mit achterlichem Wetter zielzu.

Er hat sie gefischt, in sein flatterndes Schneckenhaus geborgen.

Und — trotz allem —, als sie in seinem Arm, in verdächtiger Nähe seiner ausleuchtenden Augen erwachte, da hat sie hell gelacht, denn nun erst quetschte es sich heraus, das verpaßte, vermaledeite, jetzt aber so grundsätzliche „Guten Morgen!“



Handarbeitslehrerin.

Die Handarbeitslehrerin gehört zu den sogenannten „Technischen Lehrerinnen“, einer Bezeichnung, die jetzt nur noch für die in den technischen Fächern beschäftigten Lehrkräfte an Volksschulen Verwendung findet. Die an einer höheren Schule angestellte technische Lehrerin führt neuerdings den Titel Oberlehrerin. Die Handarbeitslehrerin wird in den seltensten Fällen nur Unterricht im Handarbeiten erteilen; jedenfalls sind bei der Überfüllung im Lehrberuf die Anstellungsaussichten für eine Lehrerin mit der Handarbeitsprüfung allein äußerst gering. Zur Handarbeit muß sich noch das Turnen gesellen. Als drittes Fach käme noch Hauswirtschaft in Frage, die aber an den höheren Schulen bisher noch nicht als Pflichtfach eingeführt ist. Ferner die Ausbildung als Werklehrerin oder als Gartenbau- oder als Schulgarten-

lehrerin. Die Ausbildung erfolgt in Seminaren und erstreckt sich für die Fächer Handarbeit, Turnen, Hauswirtschaft und Werkunterricht über je ein Jahr. Mit der üblichen Kombination von Handarbeit und Turnen würde die Ausbildung also zwei Jahre betragen. Vorausgesetzt wird die Beherrschung der einschlägigen Handarbeitstechniken, etwas Zeichengabe und für das Turnen natürlich die erforderliche körperliche Eignung. Von der Aufnahmeprüfung für das Handarbeitsseminar befreit nur der einjährige Besuch einer anerkannten Haushaltungsschule oder einer Frauenschule. Die Absolvierung eines Lyzeums oder zehnklassigen höheren Mädchenschule oder einer anerkannten Mittelschule muß nachgewiesen werden, das 18. Lebensjahr vollendet sein. Bedingung für die Aufnahme in die Seminare ist die Verbringung eines Gesundheitsattestes, da auch dieser Lehrberuf erhebliche körperliche Anforderungen stellt.



Liebes Werke zum Gelingen —
Wenn du kannst mit leisem Singen —

früh und froh den Tag beginnen! —
Wie die Beerenfuchserinnen! f. s.

Der Sport und die Frau.

Der Sport bedeutet viel im Leben der heutigen Frau. Er übt ihren Mut, stärkt ihr Selbstbewußtsein, er zeigt ihr, wie man ausharrend und tüchtig ist. Er bewahrt ihr die Jugendlichkeit. Der Sport ist das Gebiet, das der Frau ruhig und anständig als einer Gleichberechtigten zur Betätigung zuerkannt wurde.

Menschen, die Sport nicht richtig kennen, stellen ihn gerne als etwas Geistesfeindliches, der Gehirnarbeit Entgegengesetztes hin. Das ist aber grundfalsch. Wo Arbeit geleistet wird im Sinne des Fortschritts, ist auch der Kopf dabei. Und im Sport wird viel gearbeitet. Sport verlangt neben dem berechnenden

Schliff, der auf die Technik ausgeht, die unberechenbare Eingebung des Augenblicks. Damit überschreitet er die Grenze des nur Eingebühten, er erfordert selbständige Gedankenarbeit. Das plötzliche Erkennen und Beurteilen einer Sachlage, der schnelle Entschluß, es auf diese Weise zu versuchen, das ist oft wie eine Erleuchtung und hat etwas geradezu Künstlerisches, Schöpferisches. Von dem weiß man ja nie, wie es zustande kam. Freilich wendet er sich zuvorderst an den Körper. Aber nicht in beschränkter Einseitigkeit, sondern in der Bedeutung des „mens sana in corpore sano“. Sport geht auf den ganzen Menschen aus, auf dem Weg über die Schulung des Körpers.

Sport treiben heißt Kämpfer sein. Er verlangt äußerste Fähigkeit, tapferste Ausdauer — Zucht. Er verteilt Preise und Berühmtheit denen, die Talent und Arbeit zum Außergewöhnlichen befähigt. Seine edelste Belohnung aber, das Löslösen vom Beschwerten, die alles belebende Spielfreude, vergibt er ohne Unterschied der Rangliste. Die ehrliche Müdigkeit und das Bewußtsein, das Äußerste versucht zu haben, — damit ruht es sich zufrieden aus. Wenn der Kopf klar ist und der Körper tatenlaster, dann ist es ganz gleichgültig, ob man die Erste war, man hat doch den Segen des Sports genossen. Es ist aber sehr schön, Nummer eins zu sein. Wer möchte den Wettkampf missen! Ohne Ansporn käme ja das Laue in den Sport, das Resignierte. Und Sport und Lauheit sind verfeindet wie Wasser und Feuer.

Aber mit dem Unstand ist der Sport verbrüdet, jedenfalls da, wo man ihn recht versteht. Wer sich einen Vorteil gegen die Regel und wider die Billigkeit erwirbt, den kann man gar nicht mehr als vollwertig nehmen. Nicht fair sein ist eine Schande, die mit eigener Mißachtung bestraft. Frauen sind gerade unter diesem Gesetz besonders geborgen. Es bürgt ihnen für noble Behandlung und Wertung auf einem Gebiet, auf dem stärkere Muskeln, härtere Knochen und dickeres Fell ein Naturvorrecht der aus dem größeren Erdklumpen Erschaffenen

ist. Unter dem klar gezogenen Grenzstrich der Naturbefähigung findet sich denn auch die willigste und ehrlichste Anerkennung gegenseitiger Leistung.

Um ganz fair zu sein: den Männern bleibt die absolute Höchstleistung vorbehalten, nahezu in jedem Sportzweig, im Wettkampf der Glieder, in der Beherrschung des Tiers oder der Maschine. Aber in ihrer Klasse — im Frauenport — leisten die Frauen genau so saubere, ernste Arbeit wie die Männer. Sie sind vollwertige Kameraden nicht den Metern und den Sekunden nach oder kraft der Geschicklichkeit, sondern aus dem Geist des Sportes heraus. Sie spüren den Funken, der den Sport beseelt und erkennen in ihm das Sieghafte, das Naturverbundene.

Auch die heutige Frau hat ihr Ideal, ihre Sehnsucht. Mit Sentimentalität, mit Vorrechten oder mit Würde, die tatenlos angeboren wird und zu der die Frau dann bedingungslos aufschauen soll, damit kann man ihr heute nicht mehr kommen. Dazu weiß und leistet sie selbst zuviel. Sie begeistert sich aber — das hat sie der Sport gelehrt — für das Gesunde, das wahrhaft Starke, zu dem sie selbst ihr kräftiges Teil fügt. Parole der Männer, das zu erwerben. Es muß nicht nur im Sport sein. Aber — Sport ist ein Weg dazu.

Gertrud Roester-Ghrhardt.

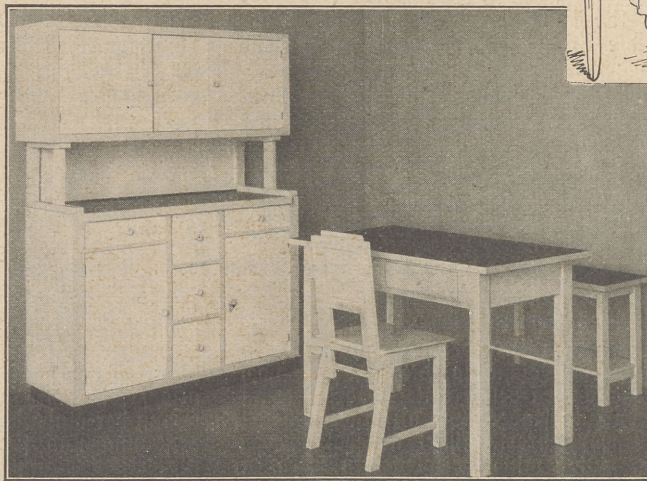
Die Befreiung der Hausfrau von Arbeitsüberbürdung.

Wie lieblich klingt das Wort, wie eine frohe Botschaft, an die man nicht recht zu glauben wagt. . . Wer kann und wird die Befreiung der Hausfrauen von Überbürdung fertig bringen? Nur sie selbst, wenn sie eine denkende Hausfrau ist! Sie hat es heute wahrlich leichter als früher, sich zu entlasten von unnötiger Arbeit, weil sie sich der Maschine und der elektrischen Kraft bedienen kann. Man sollte meinen, jede Hausfrau könnte nichts Eiligeres tun, als sich die Errungenschaften der Technik zunutze zu machen. Doch weit gefehlt! Wenn auch jede Frau es entrichtet zurückweisen würde, Kleider oder Hüte zu tragen, wie sie ihre Großmutter trug, so findet doch im Haushalt nur schwer „das Neue“ Eingang. Da wird noch sehr viel nach dem „System Großmama“ gearbeitet und alles so gemacht, als wenn die Welt still gestanden hätte und die Aufgaben der Frau sich nicht sehr verschoben hätten. Das ist es denn gut, wenn nicht nur in Vorträgen und Bildern, sondern auch in Büchern der Hausfrau klar gemacht wird, wie ein Haushalt ausschauen muß, in dem die Hausfrau als wirkliche Herrin und nicht als Magd wirtschaftet. Eins dieser Bücher, das besonderen Wert auf die ethischen Gesichtspunkte legt, aus denen heraus die Umwandlung uns zur Pflicht wird, ist: „Der neue Haushalt“, ein Wegweiser zu wirtschaftlicher Haushaltsführung von Dr. Erna Meyer, Frankfurt a. M. (Franck'sche Verlagsbuchhandlung, Stuttgart). Die Umwälzung in der Haushaltsführung wird bis ins kleinste besprochen und im Bilde gezeigt.

Da ist z. B. die Frage des Bügelns und Geschirrwashens im Sitzen angeschnitten: Im Sitzen bügeln und Geschirr waschen? Unmöglich — ausgeschlossen, kein Mensch tut das! — rufen die Hausfrauen einmütig entsezt. Und doch kann man es — muß es sogar. Denn woher kommen die vielen Krampfadern, die Entfüße, Kreuzschmerzen und alle die gefürchteten Hausfrauenleiden? Fast nur vom allzuvielen Stehen! Ganz besonders ungesund ist es, stehend das Geschirr unmittelbar nach dem Mittagessen zu waschen. Die bei den meisten Menschen noch durch eine falsche Ernährung gesteigerte Müdigkeit nach dem Mittagessen artet bei der stehend das Geschirr spülenden Hausfrau zu völliger Erschöpfung aus. Alle diese Übel lassen sich vermeiden, wenn man im Sitzen Geschirr abwäscht und ebenso im Sitzen



Falsch! Stuhl zu tief und Tisch zu hoch.



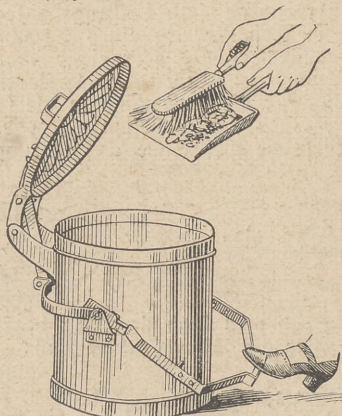
Neuzeitliche Küchenmöbel der Haus- und Hausrat-Gildenhall G. m. b. H.

bügelt. Man muß dazu lediglich einen verstellbaren Drehestuhl haben.

Für Küchen, in denen kein eingebauter Spülstein und außer dem Abguß keine andere Wasserzufuhr vorhanden ist, sollte sich die Hausfrau einen jener praktischen, kombinierten Spül-Küchentisch mit zwei herausziehbaren

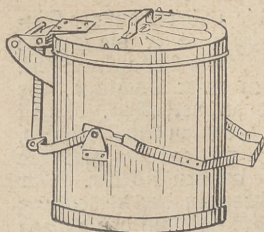
Bannen unter einer Tischplatte anschaffen. Diese Spültische eignen sich geradezu ideal für ein Abwaschen im Sitzen. (Ob das Zufall oder Absicht ist, wird wohl ewig ein Geheimnis des Fabrikanten bleiben, denn für ein gesundes Arbeiten im Stehen sind sie viel zu tief gebaut.) Voraussetzung dafür, wie auch für das Bügeln im Sitzen, das mit Hilfe eines in der Höhe veränderlichen Gestells geschieht, ist freilich, daß die Hausfrau zwischendurch nicht dauernd aufspringt, um neues „Material“ heranzuholen, sondern vorher sich das Geschirr oder die Wäschestücke in zweckmäßiger Reihenfolge zur Hand gelegt hat.

Bügeln und Abwaschen im Sitzen bedeutet immerhin eine kleine Revolution im Haushaltbetrieb; dagegen haben sich die meisten Frauen vernünftigerweise bereits an das Gemüsepuzen im Sitzen gewöhnt. Aber es kommt nicht nur darauf an, daß man sitzt, sondern auch wie man sitzt! Ist der Stuhl zu tief und der Tisch zu hoch, so ist's mit der Entspannung des Körpers wieder Essig. Abhilfe schafft ein dickes Kissen, das man auf den Stuhl legt, wozu dann als Ergänzung von unten her noch eine Fußbank tritt oder der bereits erwähnte Drehestuhl, den man in Gestalt eines Kontorschemels billig



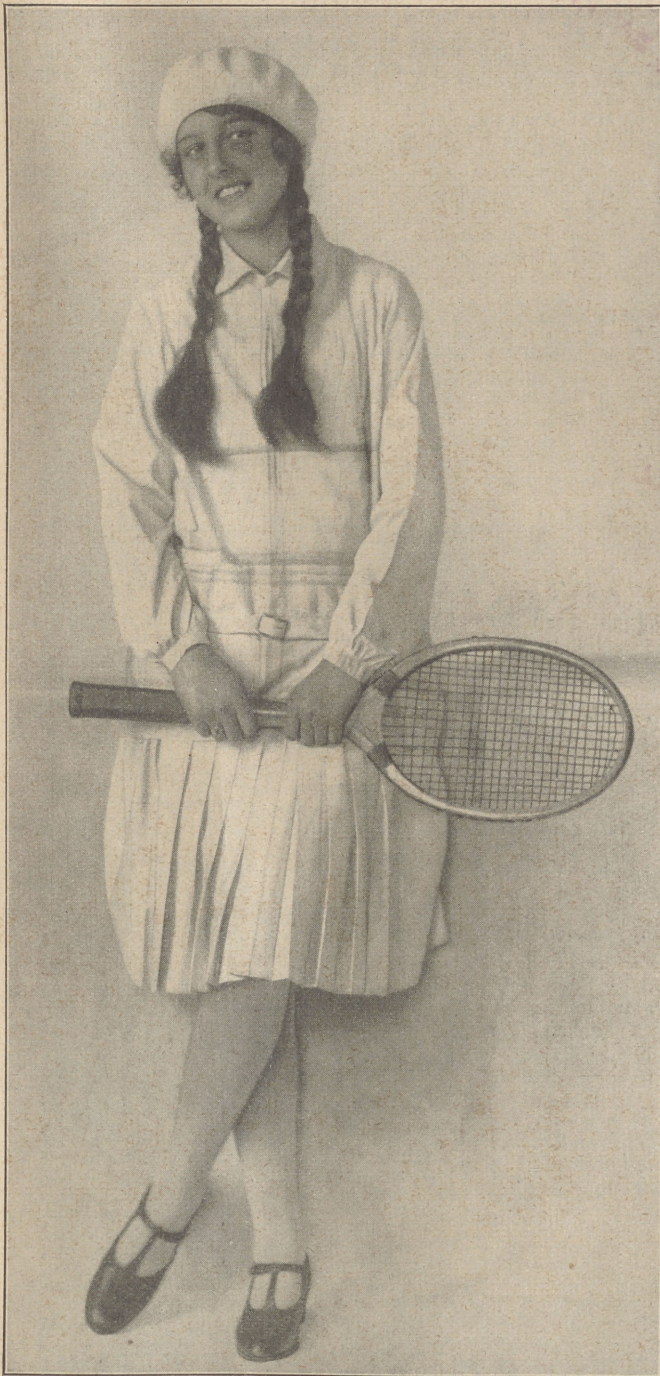
Durch den Fuß zu bedienender Rehrichtteimer.

beim Utwarenhändler erstehen und sich selbst neu lackieren kann. Außer einer Illustrierung zu dem kaum zu erschöpfenden Thema des Sitzens während der Arbeit, entnehmen wir dem epochemachenden Buch Dr. Erna Meyers noch ein Beispiel für eine wirklich praktische Neuerung, die es wert ist, weiteste Verbreitung zu finden, nämlich den Rehrichtteimer, der mit Hilfe des Fußes geöffnet und geschlossen werden kann. Die Umwälzung in der Küche kann wohl nicht besser illustriert werden als durch das Bild der modernen, glatten, mit Linoleum belegten, farbig abgesetzten Küchenmöbel, ohne Schnörkel und Rillen, ohne Bugenscheiben und Papierspitzen. G. Z.



Zeitlose Kleider.

Viele Frauen haben sich heute dem zeitlosen Kleid zugewandt — den Ausdruck „befehrt“ möchte ich vermeiden, denn es würde darin eine Herabsetzung der „Mode“, die doch auch etwas sehr Hübsches ist und vom volkswirtschaftlichen Standpunkt aus nicht unterschätzt werden darf, liegen. Das zeitlose Kleid macht frei von einem Zwang, der mit mehr oder minder lebhaftem Druck zu jedem Wechsel der Jahreszeit auf uns ausgeübt wird. In staubige Großstadtstraßen paßt es nicht, es verlangt als Hintergrund die freie Natur oder — das eigene Heim. — Das zeitlose Kleid ist so lange tragbar wie der Stoff hält, das modische Kleid ist oft schon unmodern, ehe man dem Gewebe überhaupt eine Spur von Abnutzung anmerkt. War



Handbedrucktes Kleid aus mattgrüner, echtfarbiger Rohseide. Werkstat: Deutsche Edelkultur, G. m. b. H., Leipzig. Aufnahme: Gertrud Hesse, Duisburg.

es hingegen schlecht und billig, so ist es oft schon verschliffen, ehe die Trägerin richtig hineinwuchs. Denn jedes neue Kleid will „erarbeitet“ sein. Es formt sich erst nach dem Eigenrhythmus des Körpers. Künstlerische Linie und erstklassiger Stoff sind die Vorbedingungen für das zeitlose Kleid. Wir haben heute in Deutschland eine stattliche Anzahl von Werkstätten, die individuelle Eigenkleidung in dem oben angedeuteten Sinne schaffen. Jeder junge Mensch wird in einem zeitlosen Kleid gut aussehen, wohingegen die ältere, reife Frau gern die kleinen Ausgeklügeltheiten der jeweiligen Moderrichtung benutzen wird, um etwaige Mängel ihrer Gestalt auszugleichen. G. v. S.

Die Pastorenbirne.

Unsere Pfarrer haben von alters her viel Freude an der Obstzucht gehabt, und wenn man die Sache Jahrhunderte weit zurück verfolgt, sieht man, in wie hohem Maße die Klöster schon lange vor der Reformation die Förderer der Obstzucht gewesen sind. Späterhin hat sich besonders die evangelische Geistlichkeit um die Fortschritte im Obstbau verdient gemacht; es gebührt ihr dafür viel Dank. Die „Pastorenbirne“ trägt ihren Namen mit Recht.

Sie gehört heute zur besten Birnensorte, die wir in Deutschland haben. Es gibt Birnen, die edler sind, gewiß, aber kaum eine Art, die von so unverwüßlicher und früher Tragbarkeit ist, so fruchtbar und ansehnlich wie sie. Durchschnittsfrüchte von mäßiger Größe, vom Hochstamm oder Halbstamm geerntet, haben immerhin eine Länge von 12 cm, und wenn man die Früchte vom Zwergobstbaum erntet, sind solche von mehr als 15 cm Länge keine Seltenheit. Was dieser Birne einen so außerordentlichen Wert verleiht, ist ihre Schönheit und ihre lange Haltbarkeit. Bei guter Aufbewahrung hat man sie bis Mitte Januar hinein. Voraussetzung ist freilich, daß die Frucht am Baum vollreif wird. Ein Zeichen zu früher Ernte ist es immer, wenn die Früchte bei guter Aufbewahrung schon um Weihnachten herum oder früher am Stiel welken. Sie sind dazu bestimmt, unseren Silvestertisch in herrlicher Frische zu schmücken. So wenig anspruchsvoll sie im übrigen ist, so verlangt die Pastorenbirne doch während des Sommers Gelegenheit zu reichlicher Wärmeaufspeicherung, um die volle Güte einer Tafelfrucht zu erreichen; daß sie also weich und saftig, geschmacklich von höchster Güte und das werde, was der Berufsobstzüchter als schmelzend bezeichnet. Deshalb: nicht zu zeitig ernten! Diese Sorte liebt schwereren und nährhaften Boden, ist aber auch mit geringerem zufrieden; aber genügend Wasser muß da sein, ob sie nun als Zwergbaum oder als Baum auf Wildling gepflanzt wird. Wenn auch nicht der Boden selbst, so müssen doch das Klima und die örtliche Lage warm sein. Ist das nicht der Fall, dann kann es vorkommen, daß die Frucht in manchen Jahren nicht die Güte einer allerersten Tafelfrucht erreicht, sondern Kochbirne bleibt, — immerhin eine vortreffliche Wirtschaftsfrucht für die Küche zum Schmoren und zum Einmachen. Man wolle ihr diese kleine Schwäche verzeihen. Sie bleibt trotzdem immer eine unserer wertvollsten Birnensorten, weil sie von unverwüßlicher Lebenskraft und Fruchtbarkeit, Gesundheit des Baumes und der Frucht ist, weshalb man sie auch heute behördlicherseits in den meisten Staaten und Provinzen Deutschlands zum Anbau besonders empfiehlt.

Gartenbaudirektor Ss.



Stilkleidchen aus reiner, naturfarbener Rohseide mit eingewebten, farbigen Mustern in verschiedenen Tönen. Werkstat: Deutsche Edelkultur G. m. b. H., Leipzig. Aufnahme: Gertrud Hesse, Duisburg.

Sür die Küche.

Tomaten-Götterspeise. Auf 1 Pfd. Tomaten rechnet man sechs Eier und drei kleine oder zwei große Bismarckheringe. Die Tomaten werden zerhackt und durch ein Sieb gestrichen. Darauf tut man in den kochenden Tomatensaft die kleingeschnittenen Bismarckheringe, die Eier, 1 bis 2 Maggwürfel und wenig Salz, nach Geschmack. Man rührt die Masse so lange auf dem Feuer, bis sie zu einem steifen Brei geworden ist. Zum Schluß gibt man einen Schuß Essig dazu, 1 bis 2 Eßlöffel, je nach Geschmack, und rührt feingewiegten Schnittlauch durch.

Diese Speise ist ein wohlsmekendes, herzhaftes Gericht zum Abendbrot, sie kann auch, in Mädeln angerichtet, als Vorgericht des Mittagessens verwendet werden.

Fr. v. M.

Brandteigknödel mit Tomaten (böhmisch). Recht gleichmäßige kleine Tomaten werden rasch gebrüht und von der Haut befreit. Dann bereitet man aus 500 g Mehl, 100 g Butter und 1 l Salzwasser einen glatten Teig, den man über dem Feuer abbrennt und so lange rührt, bis er sich vom Topfrand und Rührlöffel löst. Zuletzt zieht man ein Eidotter darunter. Wenn der Teig verkühlt ist, formt man aus ihm über jeder Tomate einen runden Knödel. Die Tomatenknödel werden 10 Minuten in Salzwasser gekocht, auf ein Sieb zum Abtropfen gelegt und in Butter, in der man Semmelbrösel hellbraun röstete, geschwenkt.

W. Kn.

Pilzpudding. 5 Semmeln werden abgeschält, in Wasser eingeweicht, ausgedrückt und mit 40 g Butter, Zwiebel und Petersilie auf dem Feuer abgebrannt, bis sie sich von der Pfanne lösen. Dann gibt man 200 g grobgehackte Steinpilze, Salz, etwas Pfeffer und vier bis fünf Eigelb dazu. Das Weiße wird zu Schnee geschlagen, leicht unter die Masse gezogen und diese in eine gut bestrichene, mit geriebener Semmel bestreute Puddingform gefüllt. Der Pudding muß eine Stunde kochen.

Clara M.

Praktische Winke.

Molke statt Essig. Wie ungesund der Essig ist, weiß jeder; mancher verpörrt's am eigenen Leibe, besonders Wagenleidende; für Blutarmer ist er geradezu Gift, weil er das Blut verdünnt. Ein idealer Ersatz dafür, leider nicht genug bekannt, ist die Molke, der Rückstand beim „Zusammengehen“ der sauren (dicken) Milch, was im Sommer durch einfaches Stehenlassen in der Wärme eintritt, im Winter, indem man die saure Milch auf den Herd setzt; aber sie darf dabei nur warm werden, nicht heiß, weil sie sonst hart und krümelig wird und keinen guten „Quart“ abgibt. Dieser Quart, auch Weichkäse genannt, ist, mit Salz vermischt, sehr beliebt als Zugabe für Pellkartoffeln oder als Brotaufstrich, mit Zucker, Ei und Rosinen zum Quarkkuchen. Auch fest durch ein Tuch gepreßt und mit Salz und Kümmel vermischt, gibt er sehr gute, kleine, ovale oder runde Käse, die getrocknet und öfter gewendet werden müssen. Aber nun die Molke, der wässrige Rückstand, der wenig beachtet wird. Sie ist der beste Essigsatz, der sich denken läßt; dabei hält sie sich unbegrenzt, wird nur saurer durch das Stehen. Zu allen Salaten und Soßen ist sie pikant, wohlsmekend und mild. Falls dies anderen Hausfrauen schon bekannt sein sollte — eines ist aber, glaube ich, meine Erfindung: daß Sauerkraut, erst mit Fett gedämpft, dann aber statt mit Wasser oder Brühe mit Molke und gedörrten oder frischen Äpfeln (erstere finde ich noch besser dazu) gekocht ganz ausgezeichnet schmeckt! Auch Linsen mit Molke gekocht schmecken mild säuerlich sehr gut und sind viel bekömmlicher als die mit Essig zubereiteten.

Frau F. Göbmansdorf.

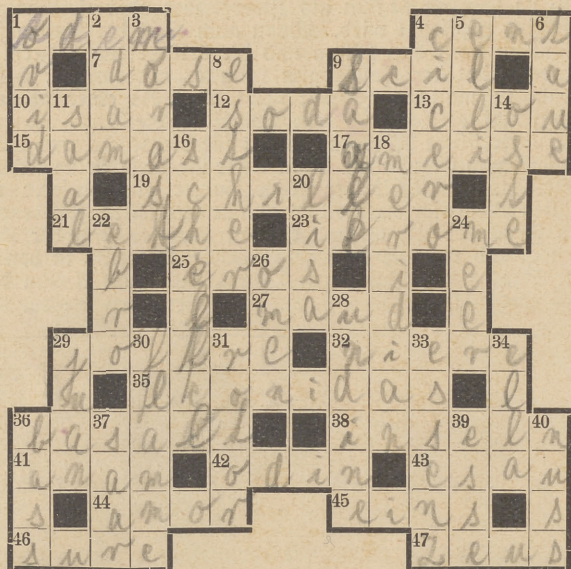
Am Schmutz von Nadelplatten zu entfernen benutzt man weichen Radiergummi, bei rostigen Zeicheninstrumenten harten Radiergummi, sogen. Tintengummi.

Messingformen können leicht gereinigt werden, indem man sie etwas anwärmt und dann in eine Ammoniumsulfatlösung taucht. Die Stücke kommen wie neu aus der Lösung.

J. F. K.

Zum Nachdenken

1. Kreuzworträtsel.



Wagerecht: 1. Lebenshauch, 4. amerikanische Münze, 7. Behälter, 9. gedrehter Strich, 10. Nebenfluß der Donau, 12. Waschmittel, 13. scherzhafter Ausdruck für Überraschung, 15. Gewebe, 17. Insekt, 19. deutscher Klassiker, 21. Fluß im Hades, 23. englischer Dichter (†), 25. griechische Gottheit, 27. englischer Mädchenname, 29. französischer Heerführer im Weltkrieg, 32. inneres Organ, 35. Spartanerkönig, 36. Gestein, 38. geograph. Begriff (Mehrzahl), 41. indisches Reich, 42. germanische Gottheit, 43. biblische Person, 44. römische Gottheit, 45. Zahl, 46. Gesang des Korans, 47. griechische Gottheit. — **Senkrecht:** 1. römischer Dichter, 2. Stadt in Holland, 3. Sumpfgelände, 4. römischer Redner, 5. Mädchenname, 6. Schiffsseile, 8. Buch der Bibel, 9. Nebenfluß der Elbe, 11. Festraum, 14. Ne-

ben zu ersetzen, die, nacheinander, von oben nach unten gelesen, die Namen dreier Dramatiker nennen: 1. — e — ic — t, 2. C — rd — l — i, 3. T — au — bi — d, 4. — ar — i — en, 5. G — n — t — r. — **Bedeutung der Wörter:** 1. poet. Erzeugnis, 2. weibl. Vorname, 3. Geistestätigkeitsercheinung während des Schlafes, 4. Menschenfresser, 5. Pflanze.

3. Tauschrätsel.

Schlaf, Pfad, Marke, Schuld, Segen, Sachs, Gas, Werk, Schall, Gras, Altar, Regel, Schilf, Rang, Wotto, Schaf, Korn, Nies, Sporn, Gens, Bahn, Scherz, Herd, Laut, Buch, Uhr, Rose, Laib.

Von jedem der angeführten Wörter ist der letzte Buchstabe zu streichen und durch einen anderen so zu

ergänzen, daß neue, bekannte Wörter entstehen. Die Endbuchstaben dieser Wörter ergeben dann, der Reihe nach gelesen, ein Sprichwort.

Hans v. d. Würz.

4. Zwei Geburtstagsgaben.

„So fleißig mit den beiden letzten heute?“

„Etwas Poetisches für Adelheid, Mein Bräutchen legt darauf besonders Wert.“

Daß mit 'ner Eins ihr ein Gedicht verehrt.“

„Was meine Hilde sich bei mir bestellt, Beneidenswerter Freund, kauft mehr ins Geld.“

Die erste könnt' ich sparen, wie sie meint;

Ihr Wunsch ist alle drei zum Wort vereint. n.

5. Kapselrätsel.

Greis, Anblick, Scheibe, Genuß, Andreas, Reifen, Schwert, Orden, Leonidas, Christus, Indien, Geschäft, Loens, Einstei, Hund, Wsche, Wermut, Ginster, Erlebnis, Rubens, Kunde, Baß.

Jedem der vorstehenden Wörter sind 3, dem letzten 2 Buchstaben, die aufeinanderfolgen, so entnehmen, so daß im Zusammenhange ein ernstes Wort von Walter Flex entsteht.

Auflösungen der Rätsel siehe nächste Nummer.

Auflösungen der Rätsel von Nr. 45.

1. Kreuzworträtsel: Wagerecht: 1. Stralsund, 4. Homer, 6. Iller, 8. Drnät, 9. Met, 11. Ode, 13. Kuegen, 14. Amalfi, 16. Dnb, 18. Ras, 20. Dneqa, 21. Leine, 22. Degen, 23. Nathanael. — Senkrecht: 1. Samum, 2. Loango, 3. Dolbe, 4. Hasdrubal, 5. rot, 6. Ito, 7. Koffitten, 10. Eiger, 12. Draga, 15. Ddessa, 16. Drion, 17. Boe, 18. Rad, 19. Segel. — 2. Getrennt — Vereint: grün, (Grün) lung, Gründung. — 3. Worträtsel: Salta — Atlas — alt. — 4. Sonnabend — Sonnenbad.